977.386
Eg3

DUFZEICHNUNGEN AUS HIGHLANDS GRUNDUNGS-
ZEIT ZUM JUNFZIGJAHRIGEN JUBILAUM
1887

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
ILL. HIST. SURVEY

Aufzeichnungen

— aus —

Highlands Gründungszeit

— zum —

Fünfzigjährigen Jubiläum 1887.

— von —

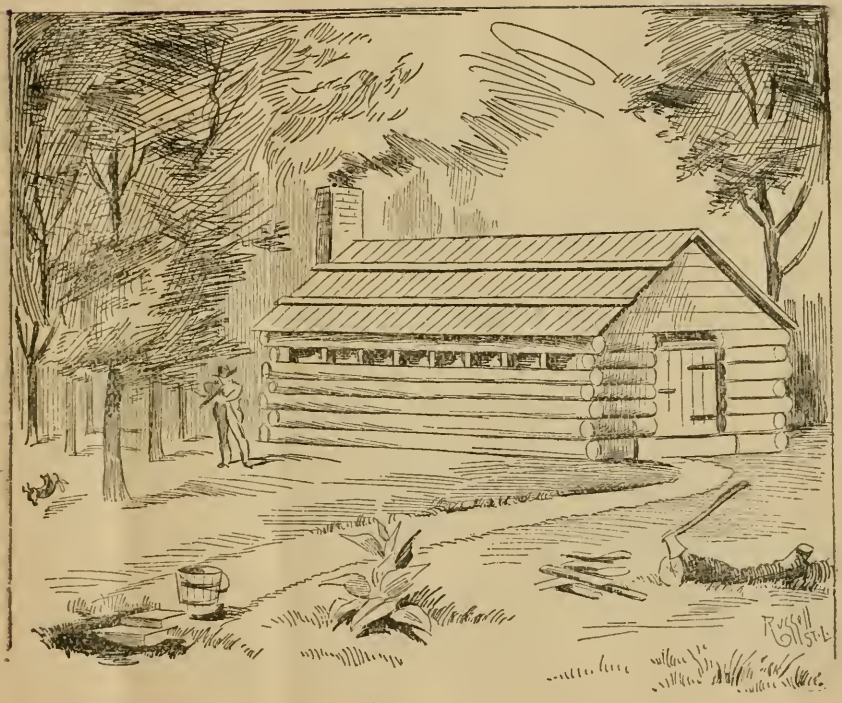
Jacob Eggen.

Gedruckt in de
Dampfdruckerei der „Highland Union."
1888.

977.386
E93
pam

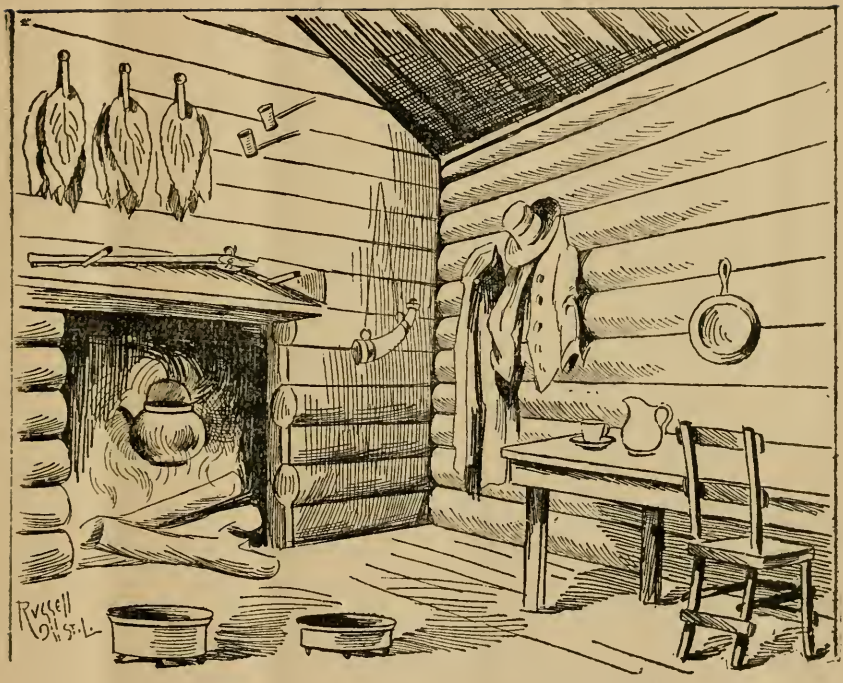
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY of ILLINOIS

ILL. HISTORICAL SURVEY



Blockhaus aus dem Jahre 1837.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF



Das Innere eines Blockhauſes von 1837.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY of ILLINOIS

Einleitung.

Viel ist schon über Highland und Umgebung in früheren Jahren geschrieben und gedruckt worden, theils aus Spekulation, theils zur Unterhaltung als Beiträge zur Geschichte von Highland. Die Spekulanten und ihre Angestellten schrieben natürlich zu ihrem Vortheil, letztere hatten aber die ersten Zeiten nicht mit erlebt und durchgemacht. Obschon nun 57 Jahre verflossen sind, seit die ersten europäischen Einwanderer, Schweizer von Geburt, sich in dieser Gegend ansiedelten und diesen Herbst 50 Jahre verflossen sind, seit Highland gegründet wurde, so ist es immer noch fünfzig Jahre zu früh, eine eigentliche Geschichte von Highland zu geben. Wohl ist mehr als eine Generation, d. h. ein Menschenleben zu 30 Jahren berechnet, darüber weggegangen, jedoch berechtigt das immerhin nicht, zu einer geschichtlichen Form überzugehen, dazu gehören wenigstens 100 Jahre, daher jetzt noch zu früh.

Da nun aber eine zweite Generation unter uns lebt und eine spätere, ehe die 100 Jahre verflossen sind, im Entstehen sein wird, möchte vielleicht bei manchem der Wunsch rege werden, von einem Augenzeugen zu erfahren, wie es zur Zeit ihrer Großväter und Urgroßväter hier ausgesehen hat und wie diese gelebt hatten.

Großwichtiges kommt in diesen Mittheilungen nicht vor; Ereignisse die erst nach Verlauf von 100 Jahren gesagt werden dürfen, wo sie dann erst den richtigen Platz haben zu einer Geschichte, bleiben aus, dagegen werden die trockenen Angaben mit würzigen Zwischenerzählungen abwechselnd, den werthen Leser, wie wir hoffen, genügend unterhalten und schadlos halten.

Herbst 1887.

Der Verfasser.

16894

Erster Theil.

Gründung von Highland.

In der Wintersitzung der Gesetzgebung von Illinois von 1836 auf 1837 beschloß dieselbe, auf Staatskosten eine Menge Eisenbahnen bauen zu lassen; unter andern auch eine von Alton in diesem County am Mississippi gelegen, nach Mount Carmel am Wabash-Fluß, die durch dieses Township, in dem nun Highland liegt, durchführen sollte.

Das veranlaßte einige Landspekulanten aus dem Osten der Ver. Staaten, Verwandte von General Semple, damals Sprecher des Repräsentantenhauses, in Alton wohnhaft, gemeinschaftlich Land zu kaufen, das zwischen Edwardsville und Carlyle liege.

Noch hatten die damals hierherum wohnenden Ansiedler keine Ahnung, wo diese Bahn durchgehen werde, bis eines Tages, ganz unerwartet, zwei Fremde diese Gegend kreuz und quer durchritten, sich bei Feldarbeitern erkundigten, wem dieses und das nächstgelegene Land gehöre.

Der Eine war General Semple, der sich auch nach Jos. Suppiger und Dr. Köpfli erkundigte. General Semple besuchte zuerst Jos. Suppiger, der soeben damit beschäftigt war, Zurüstungen zum Bau eines Framehauses zu treffen, das jetzt noch auf J. J. Spindlers Hausplatz, hinten an der Alley, steht.

General Semple eröffnete nun Jos. Suppiger, daß er mit Andern der projektirten Eisenbahn entlang einige 80 Stücke Land von den Vereinigten Staaten gekauft und hier herum beabsichtigten, eine Stadt auszulegen, und wünschten, daß er J. Suppiger, Dr. Köpfli und J. Reynold, Friedensrichter, sich dabei betheiligen.

Die Theilnehmer Semple, Bagby, Howard, Jos. Suppiger, Dr. Köpfli und J. Reynolds kamen überein: Der Ort soll 100 Acker groß ausgelegt werden, wozu 40 Acres Jos. Suppiger, worauf das vorhin erwähnte Framehaus zu stehen kam; 40 Acres östlich davon Dr. Köpfli und dann an der Südseite entlang, Semple und Comp. 20 Acres gaben. Die Vermessung dieser 100 Acre und Eintheilung in Straßen, Gäßchen und Bauplätzen geschah durch den damaligen Countyfeldmesser Robinson. Der Platz wurde in 45 Hausgevierte, (Blocks) von je 300 Fuß im Geviert eingetheilt, jedes Geviert

enthält 12 Hausplätze von 50 Fuß Front und 140 Fuß Tiefe, die durch 6 Hauptstraßen von Ost nach West und 9 solcher von Nord nach Süd, durchschnitten waren. Die Blocks waren durch Gäßchen (Alleys) von 20 Fuß Breite durchschnitten. Alle Hauptstraßen hatten eine Breite von 60 Fuß — 40 Fuß Fahrweg und 10 Fuß von jeder Seite für Fußgänger; ausgenommen diejenige Straße, durch die die Eisenbahn laufen sollte, welche 100 Fuß Breite hatte. In der Mitte des Ortes wurde ein Block als Gemeindeplatz bestimmt. Auf Semples Wunsch, als Schottlands Abkömmling, wurde der Ort Highland genannt.

Die nördliche Hauptstraße erhielt den Namen Washington, die dieser nach Süden folgend, Pestalozzi, dann Troxler, Zschokke, Franklin und die letzte südliche Jefferson.

Die Kreuzstraßen westlich anfangend: Die erste Mulberry, Lemon, Walnut, Laurel, Cherry, Pine, Locust, Cypreß, die östlichste Olive. Auf Antrag von Gen. Semple wurde, um Ansiedler herbeizuziehen und das Gründen zu erleichtern, die wohlweise Anordnung getroffen, daß wer eine Eklot kaufte und sich verpflichtete, innert eines Jahres eine Wohnung von anständigem Aussehen zu bauen, die nebenstehende Hauslot mit in Kauf bekäme; wer das nicht konnte, sich aber verpflichtete, eine Wohnung auf einer Freilot zu bauen, erhielt diese unentgeldlich. Nachdem die Vermessung vorüber, ein Plan ausgefertigt, derselbe von der Countybehörde genehmigt und im Urkundenbuch eingetragen war, wurde der Tag, an dem Hausplätze an den Meistbietenden versteigert werden sollten, auf den 16. September 1837 festgesetzt.

.....

Wie es damals hier aussah.

Ehe wir mittheilen, wie die Steigerung abgelaufen, ist es wohl am Platz zu erwähnen, wie es in der Gegend damals aussah. Wie früher erwähnt, war auf dem Platz auf dem Highland erstehen sollte, ein Framehaus von Jos. Suppiger im Bau begriffen, von da weg in südlicher Richtung bis in die Gegend von Lebanon und Trenton war auf dieser großen Prairie auch nicht eine Farm angelegt; nördlich bis Saline und östlich bis Pocahontas eben so, außer an dem Waldes-Saume der Prairie, welcher westlich der Silver- und östlich der Sugar-Creek entlang lag. Diese Farmen waren meistens von kleinem Umfang und spärlich vorhanden. Ebenso war's in der benachbarten großen Shoal Creek Prairie. Als im Jahr 1833 die ersten Nachfolger der ersten Ankömmlinge, die Familie Köpfli und die zwei Brüder Suppiger, Joseph und Anton, (der letztere lebt noch unter uns—) ankamen, kauften dieselben von den Amerikanern „Improvement," d. h. kleine Farmen worauf dieselben das Vorkaufsrecht hatten und etwa eine nothdürftige Blockhütte stand und einige Acker Land urbar gemacht waren; die Verkäufer solcher „Improvements" luden ihre wenigen Habseligkeiten auf ein Pferd, die Lady und

Kinder auf ein anderes und fort ging es, als Bedeckung der Mann mit dem Jagdgewehr zu Fuß oder zu Pferd, wenn er ein drittes hatte, auf gut Glück weiter. Somit hatte sich die Bevölkerung nicht vermehrt, sondern nur ersetzt. Gewöhnlich war der Käufer, nachdem er das „Improvement," eine oder zwei Kühe, Hühner und einige Schweine bezahlt hatte, seines Geldes los, der Fortziehende hatte es mitgenommen, dasselbe war also aus hiesigem Verkehr verschwunden. Der Tauschhandel mußte daher das Geld ersetzen. Jedoch, da stets von Zeit zu Zeit frische Einwanderer kamen, so war hiesige Gegend nie ganz ohne Geld, sondern nur diejenigen, die nichts zu verkaufen hatten. Daß aber zur selben Zeit „ein einziges Fünfdollar Goldstück in dieser Gegend von Familie zu Familie herumgereicht wurde," ist nicht vorgekommen. Hingegen kam es einst vor, daß ein vorsorgliches altes Mütterchen starb, welches ein französisches 20 Frankenstück hinterließ, das sie als Nothpfennig aufbewahrt hatte und das als Seltenheit zur Schau herumging.

Die Krisis, die in den Ver. Staaten im Jahre 1837 ihren Anfang nahm, war daher in hiesiger Gegend nicht fühlbar; ja unter den Bewohnern hiesiger Gegend nicht einmal bekannt, denn woher sollten sie es wissen, Zeitungen bekam man nicht zu lesen; „die alte und neue Welt", die in Philadelphia damals erschien, die einzige deutsche Zeitung, kam nicht hierher; der „Anzeiger des Westens" kam erst später und englische Zeitungen las man nicht.

Noch war diese Gegend so sehr abgelegen, daß noch keine einzige gesetzlich ausgemessene Straße ausgelegt war, nicht einmal nach St. Louis. Auch keine Brücken über die Creeks gab es; wenn diese vom Wasser angeschwollen, waren sie nicht passirbar. Kurz und gut, die Gegend in der Highland ausgelegt war, war damals so viel als eine unbekannte Gegend. Es gab Fälle, wo Fremde, die die Gegend aufsuchten, 3 bis 4 Tage dazu von St. Louis aus brauchten. Wo jetzt Jamestown liegt, war damals eine Sägemühle, wo man seinen Bedarf an Bauholz, Bretter u. s. w. zu holen hatte. Trat dieser Fall ein, so mußte man, um den Weg dorthin zu finden, sich versehen, daß man Morgen s früh, ehe die Sonne aufstieg, über die Sugar Creek kam, um zu beobachten, wo diese aufstieg, dann diesen Punkt im Auge behalten und mit den Ochsenzügen durch das hohe Prairiegras darauf los zielen. — Gings nach Lebanon in die Mühle, so gaben die Indianerhügel die Richtung, im Rückweg der „Rigi". Geschah die Rückfahrt bei Nacht, so war man herzlich froh, wenn der alte Vater Leder noch spät auf der Klarinette seine lustigen Weisen, als Richtung in weite Ferne hören ließ, der nahe dem Rigi seine Farm hatte, man war dann sicher, die richtige Richtung eingehalten zu haben.

Im Heimweg that man am besten, dem Zugvieh zu überlassen den Weg zu suchen, das wußte die geradeste Richtung immer sicher zu treffen.

Die Grütlifarm (jetzt Frank Lorenz gehörend), auf der die Familie Köpfli ihren Wohnsitz hatte, war das Hauptquartier der Gegend. Von allen vier Himmelsgegenden führten Reitpfade dahin, die wiederum von einer Menge Viehwege durchkreuzt waren, so daß es für solche, die der Gegend nicht kundig waren, um den einzigen Doktor in weiter Umgebung, Vater Köpfli, aufzusuchen, sehr schwierig war. Nicht nur, daß man den Doktor hier aufsuchte, auch für die Einwanderer war dieser Platz der erste Zufluchtsort. Wer etwas zu verkaufen oder zu kaufen wünschte, meldete sich dort. Es gab Tage, an denen dieser Platz förmlich belagert war von Hülfesuchenden in Krankheitsfällen, von Verkaufs- und Kauflustigen, Neugierigen und Auskundschaftern. Jedoch stelle man sich die Anzahl der Anwesenden nicht etwa zu Hunderten vor, denn schon 20 Personen in der arm besiedelten Gegend beisammen zu sehen, machte schon Aufsehen.

.....

Die Versteigerung der Bauplätze.

So war es auch am Versteigerungstag der Hausplätze in Highland; es stellten sich mehr Neugierige als Kauflustige ein und beide waren nicht stark vertreten. Auswärtige Käufer konnte man nicht erwarten, denn überall erstunden solche Gründungs-Projekte; auch in dieser Nachbarschaft, wie in Troy und Marine wo der Fortschritt eben nicht glänzend aussah.

Der Ausrufer Nic. Kile, damals Constabler, that seine Pflicht im Auffordern zum Bieten. Wesley Dugger, der in der Gegend des jetzigen St. Jacobs wohnte, war der einzige Auswärtige. Er ersteigerte das Eclot und stellte alsbald ein Framehaus darauf, in welchem er ein Landstörchen fortsetzte, das er früher betrieb und unter Theodor Ruegger abbrannte. Mehrere Eclots, die von einem angestellten Bieter ersteigert wurden und etwa $80 brachten, der später sich bereden ließ, sie auf eigene Rechnung zu nehmen, weil selbige billig seien, verkaufte diese zwei Jahre später mit Verlust. Die meisten Angebote geschahen zum Schein und fanden größtentheils im nordwestlichen Theil statt, in der Umgebung des früher erwähnten Framehauses von Herrn Suppiger. Wie viele Hausplätze von wirklichen Bietern ersteigert wurden, konnte somit von dem Uneingeweihten nicht bestimmt ermittelt werden. Ein Abendessen, das $10.50 kostete, machte den Schluß.

....

Mahlmühlenbau ꝛc. Neujahrstanz.

Unmittelbar nach der Steigerung traf Jos. Suppiger Anstalt zum Bau einer Mahlmühle.

Die zwei Blocks auf denen dieselbe zu stehen kam, wurde den Betheiligten von den Eigenthümern frei abgetreten. Dieses Unternehmen hatte den Erfolg, daß alsbald sich mehrere Minderbemögliche zu Freilotten meldeten und Wohnungen erstellten. Die erste solcher Wohnungen war eine Blockhütte, die früher auf der sogenannten Mont-

gomery-Farm stund, die jetzt Herrn Rietmann gehört. Diese Hütte kam da zu stehen, wo jetzt Metzger Spellenberg wohnt und spielte folgende Rolle: Die Montgomeryfarm wurde an einen Einwanderer Namens Heinrich Meier aus Zürich verkauft; dieser baute ein Framehaus und benöthigte diese Hütte nicht mehr und trug sie zum Verkauf an. Durch einen Max Müller, der bei Schreiber dieses oft als Schreiner arbeitete und dann am Bau obigen Framehauses beschäftigt war, ließ er dieselbe kaufen mit der Bedingung, selbige noch einige Zeit stehen zu dürfen, und gab, um den Handel abzuschließen, fünf Dollars auf Abschlag mit. Meier ging darauf ein und nahm das Draufgeld. Noch bevor die Zeit des Abholens verflossen, wurde die Restanz mit $20 bezahlt. Als aber der Käufer die Hütte abholen lassen wollte, war dieselbe fort — und wohin? Nach Highland auf die oben bemerkte Hauslot, während sie der Käufer auf seinem Land hatte aufstellen wollen, was Müller ganz gut bekannt war. Als der Käufer das ausfand, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Hauslot zu kaufen, um zu seinem Eigenthum zu kommen. Einstweilen diente diese Hütte zum Unterbringen der Arbeiter, die an der Mühle arbeiteten, bis der Miether sich ein Framehaus gebaut hatte, das später das „Gasthaus zum Adler" wurde, von Nikolaus Vögele aber abgerissen und dafür das noch stehende Backsteingebäude erstellt. Die Blockhütte hatte ihre Rolle noch nicht ausgespielt. So wie der Kostgeber der Mühlenarbeiter dieselbe verlassen, bezog sie ein frisch eingewanderter Berner und etablirte eine Schnapskneipe darin und veranstaltete am Neujahrstag 1838 einen Tanz. Das Lokal maß kaum 20 Fuß im Quadrat, hatte zwei Thüren aber keine Fenster; als Schanktisch diente ein Whiskyfaß. Der Musiker, Vater Leder, postirte sich in einem Winkel, denn nicht lange gings, so bildeten die Tanzenden einen förmlichen Knäuel, der sich wie im Kreis herum drehte und ebenso aussah. Der Tanzboden war aus gespaltenem Eichenholz hergestellt, daher nichts weniger als eben, jedoch für die Tanzenden nicht sonderlich hindernd, da die mehrsten noch genagelte Schuhe trugen, die sie aus der alten Heimath mitbrachten.

Dieser uranfängliche öffentliche Tanz lief ungeachtet der mangelhaften Einrichtung höchst zufrieden ab und Jedermann ging, so wie es Abend wurde, fröhlich und wohlgemuth nach Haus, denn für eine Beleuchtung war nicht gesorgt, daß man bei Nacht hätte tanzen können.

.....

Handwerkermangel und mit Humor ertragene Entbehrungen.

Für das Aufkommen von Highland und der näheren Umgebung war nun die Heranziehung der nöthigsten Handwerker, namentlich eines Schmieds und Wagners vor allen Dingen nöthig. Dieselben waren wohl vorhanden, aber sehr weit zerstreut. Der nächste Wagner, von Highland aus berechnet, be-

fand sich im südöstlichen Theile dieses Townships, etwa 6 Meilen entfernt; der nächste Schmied auf der sogenannten Decks-Prairie, gerade in entgegengesetzter Richtung, 5 Meilen nordwestlich von Highland. War die verlangte Arbeit endlich beim Wagner fertig — denn oft mußte man mehreremale darnach gehen—so mußte man zum Schmied und oft auch wieder so viel Zeit verlieren. War die Sache dringend, so blieb nichts anders übrig, als nach Lebanon, St. Clair Co., zu gehen, 20 Meilen entfernt, — aber auch dort wurde man nicht immer gleich bedient und mußte über Nacht bleiben, wollte man nicht unverrichteter Sache nach Hause kehren. Für die Amerikaner war ein solcher Zeitverlust von keiner Bedeutung, sie waren an Schlendrian gewöhnt; ihre gegenseitige Bekanntschaft, mit Sitten und Gebräuchen vertraut, wie ihre angeborene Gastfreundschaft halfen ihnen leicht durch, während das dem neuen Ankömmling aus Europa völlig abging, der daher einen solchen Zeitverlust schmerzlich empfand. Die beiden erwähnten Handwerker, der Wagner und der Schmied, ließen sich nicht bewegen, hier in Highland ihre Werkstätte aufzustellen, da sie Kunden in ihrer Umgebung genug hatten und so lange sie in Highland nicht vertreten waren, gingen ihnen die dortigen Kunden auch nicht verloren. Später entstand eine Schmiede nahe dem Rigi.

Mittlerweile gab der Mühlenbau minder Vermöglichen durch Herbeibringen von Bauholz Verdienst, was für Manchen eine große Wohlthat war. Folgendes Gespräch wird das besser kennzeichnen, das während einer Mittagsstunde zwischen zwei Arbeitern stattfand.

„Säg du Johannes, was gist du mir für e Roth a; mine Bube händ bald alle ihre Kleider liberments dure g'macht, vo Strümpf und Schuh ist längst alles z'fätza verrisse, bald ist der Winter do — was fotme denn a?" —

„Jo Rude, meinst öppe, es ständ anders mit mine Bube, die sind i de gliche Hose chrank;—aber i weis mer z'helfe; i ha ne Nochber der frisch vo dusse cho ist, un innere Blaufärbe g'arbeitet het, bi dem lo i mine Bube blau färbe, machs au so.

Es kam nicht zum Blaufärben, den Buben schadete der Winter nicht, man wußte sich sonst zu helfen. Und wie?

.....

Einrichtung und Heizung der Häuser.

Die ersteren Ansiedler hatten sich mittlerweile besser eingerichtet, theils durch Errichten von Framehäusern, (Holzgebäude aus Fachwerk mit gesägten Brettern eingefaßt) andere ihre Blockhütten verbessert, auch durch Anbau vergrößert. In der Feuereinrichtung blieb es immerhin beim sogenannten Kamin. Dasselbe wurde gewöhnlich an der Ost- oder Westseite angebracht und hatte von vier bis fünf Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe, so daß ein Holzklotz von solcher Größe hineingeschoben werden konnte. Ein solcher Holzklotz konnte, wo nur ein Mann dem Hauswesen vorstand, nicht

leicht an seine Stelle gebracht werden, wo das der Fall war, half man sich auf folgende Art: Jede Blockhütte hatte zwei Thüröffnungen, eine an der Süd-, die andere an der Nordseite, einander gegenüber. Der Klotz, gewöhnlich aus grünem Holz, wurde so nahe als möglich vor eine der Oeffnungen geschoben, dann mit einer Kette an einem Ende umfaßt; reichte diese nicht bis zur entgegengesetzten Thür, wurde eine zweite angebracht und diese an den Jochring eingehängt an dessen Joch zwei Ochsen eingespannt waren — und von diesen in die Hütte hineingezogen bis vor das Kamin, von da im Kamine so nahe als möglich an die Wand placirt. Um zu verhüten, daß der Klotz nicht auch am Hintertheil brenne, wurde hinter denselben, kalte Asche oder Erde in die Zwischenräume gebracht um jeden Luftzug zu verhüten. War das bewerkstelligt, so wurde von Kleinholz ein Feuer angefacht, wobei der Klotz nur langsam glimmte und so mehrere Tage anhielt, wo dann ein frischer seine Stelle vertreten mußte. Es war das nach Angabe von Philosoph Benjamin Franklin, die allgemein befolgt wurde, wenn die eigentliche Winterkälte anrückte. Ungeachtet, daß auf diese Art ein mächtiges Feuer im Kamin loderte, ersetzte es dem europäischen Einwanderer den heimischen Kachelofen noch lange nicht, vermittelst dessen der ganze Körper gleichmäßig erwärmt wurde, während beim Kaminfeuer nur immer eine Seite. Und auch das Blaufärben hätte nichts geholfen. Der Aargauer, der seinem näheren Landsmann den Rath gab, war eben ein Schalk, der schon mit seinen vielen Buben zwei Winter durchgemacht hatte und dachte, der wird es wie ich auch durchmachen, es ist mir keiner erfroren.

An solchen Tagen und Nächten, wenn bei grimmiger Kälte noch der Nordwestwind blies, der, wenn auch die Wände der Hütte gut vermacht waren, dennoch seinen Weg durch die Dachschindeln fand, war's kein Spaß eine solche Winternacht durchzumachen. Zum Glück waren die Leute gewöhnlich mit gutem genügendem Bettzeug versehen und bei solchem Wetter schlüpften gewöhnlich die Kinder in ein Bett, statt daß sie sonst zwei brauchten, so gaben sie sich mehr Bettzeug und Selbstwärme gegenseitig ab. Die Noth macht eben erfinderisch.

Wenn der Morgen graute, so fing auch der Magen an zu knurren. Wenn der Haushalt noch klein und noch keine erwachsene Kinder da waren, so mußte der Hausvater wenn er nur einigermaßen gefällig gegen seine Frau sein wollte— (die Amerikaner ließen sich darin nichts zu schulden kommen) zuerst aufstehen, das Feuer anfachen, damit es Glut gab um Maisbrod backen zu können und überhaupt das Frühstück zu machen.

Die ärmlich gekleideten Buben und Mädel blieben fortwährend im Bett, erhielten ihr Frühstück dort u. s. w., bis es wärmer wurde — somit waren sie vom Blaufärben geschützt und froren auch nicht.

Dieser Feuerherd diente nicht nur als Heizmittel den Körper zu wärmen,

sondern auch als Kochherd und war die Stelle an der das tägliche Brod gebacken werden mußte. Noch viele Jahre dauerte es, bis die gußeisernen Kochherde angeschafft werden konnten; sie waren ein zu theurer Artikel, sich diesen Luxus anzuschaffen — es fehlte noch an gar vielem andern Nothwendigem, ehe man daran denken konnte.

.....

Das Frühstück.

bestand Jahr aus und ein aus Maisbrod und gebratenem Speck und Kaffee. Letzterer war damals billig und Beides, wenn gehörig zubereitet und nichts gespart wurde, ein wahres Delikatessen. Man hatte jedoch nicht überall die Mittel und wo der Schmalhans Koch war, fiel das Gericht auch weniger schmackhaft aus. Das Rezept für gutes Maisbrod war folgendes: Das griesartig gemahlene Mehl wurde in eine Schüssel gethan, in der Mitte eine Vertiefung gemacht, worin verhältnißmäßig Schweinefett gethan wurde, dieses mit etwas heißem Wasser übergossen, damit es flüssig werde, dann mit dem Mehl vermischt und dann mit kaltem Wasser oder Milch angerührt, dann noch einige Eier auch Salz beigefügt und gut vermischt, so daß der Teig ziemlich leicht vom Löffel abfiel.

Während der Zeit wurde der gußeiserne Topf worin der Teig gebacken werden mußte, am Feuer durchgewärmt, so daß er die Hitze hatte, die beim Brodbacken nöthig ist und damit diese Wärme nicht verloren gehe und gleich bleibe, wurde auf dem Herdplatz, etwas entfernt vom Kaminfeuer, brennende Kohlen gelegt, mit heißer Asche etwas zugedeckt und der Backtopf darauf gestellt, denn der Teig wird löffelweis nahe aneinander und nicht eben gestrichen in den Topf gethan, mit einem ebenso gußeisernen erwärmten Deckel, der den Topf etwas überragte und einen Rand hatte, zugedeckt, mit etwas Glut und heißer Asche überstreut und so ging das Backen vorwärts. War man mit dieser Art zu backen aufmerksam, so fehlte das Backwerk nie und war wirklich ein schmackhaftes und nahrhaftes Essen. Diese Backtöpfe durften nie zu etwas anderem gebraucht werden, als zum Backen, sonst waren sie zum Backen verdorben. Solche, denen ein solcher Backtopf mangelte, oder sich der obigen Mühe nicht unterziehen wollten, strichen den Maisteig einfach auf ein Brett, oder ein Stück Schindel, hielten dasselbe gegen das Feuer bis es dürre war, machten es dann vom Brett los und setzte die andere Seite dem Feuer entgegen. Es stillte den Hunger auch, aber von besonderem Geschmack war es nicht.

So war es auch mit dem Speck; war der gehörig gebraten, so konnte man sich nichts besseres zum Maisbrod wünschen, es war eine wahre Leckerspeise. So auch mit dem Kaffee — Chikorien als Zusatz, kannte man hier nicht; bei Amerikanern trank man ihn besonders gut, daß man ihn in einem Kaffeehaus in Paris nicht besser erhielt.

Das Mittagessen. Der Vetter, dem das Eieressen verleidet.

Das Mittagessen war sehr einfach; Maisbrod, gekochtes Schweinefleisch aus der Salzlake als Zugemüs, Kürbisse, Feldbohnen ausgehülst und statt Kaffee, wenn nicht Gäste da waren, ein Glas Wasser oder Milch — die aber im Winter sehr rar war, — so bei dem Amerikaner. DieEingewanderten führten das Maisbrod auch ein, aßen zum Frühstück bald Speck, gehacktes Fleisch und den Kaffee. Mittags Suppe als Hauptspeise, als Zubehör was sie etwa erlangen konnten; Kartoffeln konnten die ersten Einwanderer nicht kaufen, sie waren bei den Amerikanern eine Seltenheit, dagegen pflanzten die zuerst Angekommenen sowohl für sich als für später Ankommende, so daß nach kurzer Zeit kein Mangel daran war und zwar waren selbige gut und gediehen reichlich. Uebrigens suchten die verständigeren unter den Eingewanderten so viel wie möglich sich nach ihrer früheren Gewohnheit zu nähren, denn das viele Fleischessen hatte bei Vielen nachtheilige Folgen. Während mehreren der ersten Jahre konnte man in der Winterzeit sehr wohlfeil Hirschfleisch bekommen; dieses gab eine ebenso schmackhafte Fleischsuppe als irgend von Rindfleisch. Das Hirschfleisch kam nicht auf einen Cent zu stehen und gab auch fein gehackt ein vortreffliches „Hasche" und schmeckte zum Maisbrod bestens. Auch Hühner und Eier spielten eine Rolle im Speisezettel bei Einwanderern, die in der alten Heimath in Verhältnissen lebten, wo diese beiden Sachen für sie hoch oben hingen. So schrieb einst ein eingewanderter Aargauer unter anderm nach Hause, daß ihm das Eieressen höchstens verleidet sei. Das lockte Anverwandte von ihm auch auszuwandern, denn da muß es doch gut sein, wenn dem Vetter Eier verleidet sind.

Als die Leute in St. Louis ankamen, ließen sie dem Vetter sagen, er möchte sie dorten abholen. Der Vetter machte sich trotz schlechtem Wetter und Weg auf den Marsch mit Ochsenzug und traf dort naß und verschmiert bei den Erwarteten an. Die Frau und Mutter der Frischeingewanderten mußte sich vorstellen, daß der Vetter, dem die Eier zu essen verleidet waren, elegant und manierlich auftreten werde, war ganz erstaunt, daß das nicht der Fall war, hatte aber nicht die geringste Vorstellung, was der Vetter, um herzukommen, durchzumachen hatte und begrüßte ihn folgendermaßen: „So, bist du de Ma, dem d'Eier z'esse verleidet sind, hät mir öppis suberes vorg'stellt."

Von 1838 bis 1840.

Einzäunung und Blockhausbau.

Obschon die in Zukunft zu erbauende Stadt Highland in Hausplätze ausgesteckt war, so wurde dadurch die oberflächliche Ansicht der 100 Acker nicht verändert. Der westliche Theil war meistens sogenanntes Prairieland, während der östliche stark mit Prairie-Eichen bestanden war, besonders der sog. Methodisten-Hügel, und südlich und

östlich bis über die Grenzen hinaus. Der Methodisten-Hügel war noch mehrere Jahre der Sammelplatz der Hirsche, Hasen und der Prairie-Wölfe, welch letztere den jungen Schweinen höchst auffäßig waren und nur durch Hunde abgehalten werden konnten Schaden zu thun; — es gab Farmer, die wohl ein Dutzend Hunde und mehr zu diesem Zweck hielten; das konnten die ersten Ansiedler im neuen Städtchen nicht wohl thun, die selbst ihre nöthigen Lebensmittel entweder kaufen oder verdienen mußten, während der Farmer seinen Hunden nichts zu geben brauchte; diese nährten sich von der Jagd, verendetem Vieh und Anderem, das man nicht wohl sagen darf. Jede Hausstelle mußte daher, wenn sie angepflanzt war, mit guter Umzäunung zum Schutz gegen jegliches Vieh, dem das freie Herumlaufen erlaubt war, geschützt werden, wie auf einer Farm. Das war eine drückende Landplage, besonders waren es die Schweine mit ihren langen Rüsseln, wie sie die damalige Rasse hatte, die viel Unheil stifteten. Jedoch konnte man diese mehrere Zoll langen Rüssel nützlich verwenden, wenn man z. B. in neu aufgebrochenes Land Mais streute und die Schweine darauf ließ, so hatten sie in kurzer Zeit das Land so fein zerarbeitet, daß man's auf andere Art ohne große Mühe nicht wohl hätte besser machen können. Eben so konnten sie Lehm, den man zum Kaminbau bei Blockhütten verwenden wollte, aufs Trefflichste verarbeiten, wenn man irgend etwas Freßbares in den Lehm warf.

Eingehegt mußten die Hausplätze irgendwie werden, ein Jeder versuchte sein Bestes darin und so ging's.

Es führt zu irgend einem Ziel
Stets unverdross'nes Suchen.
Der Ein' erwischt den Pfannenstiel,
Der Andere den Kuchen.

Es war gut und nöthig, daß man unverdrossen blieb, denn wo auf einem Platz nichts vorhanden ist, Alles oft weit hergeschleppt werden mußte, hatte das Aufbauen, es mochte sein was es wollte, seine großen Schwierigkeiten.

In allen solchen Fällen that der Einwanderer am Besten, wenn er sich den praktischen Blick des Amerikaners zu eigen machte, der immer schnell und leicht das Mittel anzuwenden wußte, das den Zweck förderte. Das konnte man am besten beim Aufrichten einer Blockhütte beobachten. Ehe europäische Eingewanderte damit umzugehen wußten, waren es Amerikaner, die einen solchen Bau leiteten.

Hatte Derjenige, der bauen ließ, alles zum Bau Nöthige auf dem Platz, so lud er seine nächsten Nachbarn ein, Hülfe zu leisten.

Gewöhnlich stellten sich noch Nichteingeladene ein, wenn Arbeit zu Hause nicht dringend, denn es gab nach Vollendung der Arbeit einen Schmaus (Frolic). Waren die vier Ecken ausgesteckt und Unterlagen von Stein oder Holzblock gelegt, so wurden die zwei dicksten Stämme, einer auf der Süd-, der andere auf der Nordseite, als erste Lage zurecht gelegt; dann ein Lager an denselben durch die zwei Männer,

die den Bau zu leiten hatten, mit der Axt ausgehauen. Auf das dünnere Ende des Stammes kam nun das dickere Ende des zweiten zu liegen. An dem Untertheil an jeder Ecke wurde eine scharfe Kante gehauen und an dem untern eine Kerbe, die so aufeinander passen mußten, daß die Stämme fest saßen, ohne ausrutschen zu können. Das alles geschah mit der scharf geschliffenen Axt ohne irgend ein anderes Werkzeug und paßte haarscharf. So fuhr man fort, bis die gewünschte Höhe erreicht war, außer daß der obenauf zu liegende Stamm an der Ost- und Westseite um zwei Fuß an jeder Seite den anderen Stämmen, die den Bau bildeten, vorsprang, um eine starke Latte darauf befestigen zu können, die den Dachschindeln (clap boards) Halt geben mußte.

War man soweit fertig mit der Arbeit, so begann der „Frolic." Alles Uebrige hatte der Eigenthümer selbst zu besorgen, oder im Lohn machen zu lassen. Die Oeffnungen zu den Thüren an der Süd- und Nordseite wurden dann herausgeschnitten, so wie die Oeffnung zum Kamin. Letzteres wurde mit ähnlichem Holz, wie die Hütte hatte, aufgebaut, das in die zwischenheraus geschnittenen Balken eingeschoben, somit mit der Hütte verbunden wurde. Von dort bis etwas höher als das Gibelende mit gespaltenen Latten und Lehmmörtel, den eigentlichen Rauchfang bildend, aufgemauert und ein Deckel angebracht, den man von innen vermittelst einer Stange zu- und aufmachen konnte. Oben, wo der Unterbau aufhörte, wurde ein Querholz angebracht und eiserne Henkel daran befestigt um das Kochgeschirr aufzuhängen, das Flüssigkeiten enthielt.

Die leeren Zwischenräume der Hütten- und Kamin wände wurden mit Holzscheiten ausgefüllt und mit naß gemachter Dammerde überstrichen, sehr selten mit Kalkmörtel. Das Kamin wurde unten, so weit das Feuer aufflammen mochte, mit Steinen ausgelegt und gut mit Lehmmörtel überstrichen, damit es feuersicher war.

. . . . . .

Straßenbau und Schweizerlied.

Diese Anlässe waren, nebst Musterungstagen und Straßenarbeiten, so ziemlich die einzigen, an denen man mit seinen weit auseinander wohnenden amerikanischen Nachbarn zusammen kam. Die nächst gelegene öffentliche Straße, die von hier wohnenden Straßenpflichtigen zu bearbeiten war, hatte ihren Anfang über der Anhöhe der Silver-Creek-Tiefe, etwa 1½ Meilen über St. Jacob hinaus und führte nach der damaligen Clinton Post-Office, in Clinton County, wo wir die Postsachen abzuholen hatten.

Bei einem solchen Anlaß von Straßenarbeit, wobei Schreiber dieses nebst andern Eingewanderten mit Amerikanern sich betheiligte, ließ er, als man von Straßenmeister Pritchett entlassen wurde, einen kräftigen Juchzer aus, fing ein schweizerisches Lied an zu singen, aus Freude, dem neuen Vaterland, und dabei des alten gedenkend, seine erste Bürgerpflicht dargebracht zu haben.

He uf d'er Welt sy keine Lüt,
Wie üse Kühjer Knabe.
Se sy geng lustig, spot und früh,
Hei geng die schönste schwarze Chüh,
O luigit nie vorabe u. s. w.

„Schweig still," ruft ein anderer Schweizer, der schon zwei Jahre früher eingewandert war und immer das große Wort führte, „die Amerikaner glauben sonst, du seist verrückt oder betrunken." Das Lied wurde deßungeachtet fertig gesungen und als es fertig war, riefen die Amerikaner. "Sing again, please, sing again"! Und frisch gin'gs drauflos:

Juhe d'r Geisbub be i ja,
Mis Hörnle und mis Täschle da,
Düe mer no nid verleide;
Mis Haar ist chrus un Backe roth
Un d'Herz voll Lust un Freude u. s. w.

Da hatte es der Vorwitzige, der die Amerikaner zu kennen behauptete, — sie waren nicht so beschränkt an Verstand, wie er.

. . . . . .

Highland entwickelt sich.

Bis gegen Herbst 1838 erstanden nun mehrere Wohnungen. Der Mühlenbau schritt vorwärts; das Haus von Jos. Suppiger wurde auch fertig gestellt und vom Eigenthümer mit seiner Neuvermählten bezogen und Wesly Dugger hatte sein Störchen eröffnet. Da nun aus mehreren Rauchfängen Rauch aufstieg, so sah die bisher nackte Prairie nicht mehr so verödet aus. Es war nicht viel, aber doch schon etwas, das der Gegend ein anderes Ansehen gab und zeigte, daß nun auch Menschen da wohnten. Das veranlaßte die neugierigen amerikanischen Ansiedler in der Umgebung, oft viele Meilen weit herzukommen und zu sehen, was da Neues zu sehen sei und gaben sich ihr Rendezvous, das bis dahin zerstreut stattfand, hier.

. . . . . .

Kleidung, Aufzug und Eindruck der Einwanderer auf die Amerikaner.

Diese Leute erschienen meistens zu Pferd, die Büchse auf der Schulter, das Pulverhorn umgehängt und stets von Hunden begleitet. — Ihre Kleidung bestand meistens aus selbstgemachtem Zeug, das ihre Frauen und Töchter gesponnen, gewoben und genäht; auch in hirschlederner Bekleidung, zu der sie die Felle selbst gegerbt hatten, erschienen welche. Beide Arten von Kleidung waren meistens in anpassender Form, die die Arbeit manches europäischen Landschneiders übertraf.

War auch das Schuhwerk oft schlecht, so sah man doch Niemand unter ihnen, der barfuß ging und Alle trugen Strümpfe. Die Kopfbedeckung war keine gleichförmige, sondern von allen möglichen Formen, so daß man glauben mochte, ein Hamburger Trödler-Jude sei der Lieferant. Für uns schweizerische Einwanderer hatte der Anblick etwas Drolliges. Ein wahres Gaudium war's für die Amerikaner, wenn frische Einwanderer kamen und sie zufällig mit ansehen konnten, wenn letztere ihre mitgebrachten Sachen auspackten, um nachzusehen, ob von der langen Reise her nichts verdorben sei, und Kleider ꝛc. zu lüften; da wurde dann Alles angetastet, geprüft und vergli-

chen, besonders die Sackuhren und allfälliges Geschmeide. Da meinte denn Einer: das kann denn doch nicht wahr sein, daß „Switzerland" ein armes Land sei, die Leute bringen ja eine Menge schöne Kleider, Gold- und Silbersachen und baares Geld mit, wie mich ein Einwanderer von dort ohnlängst hat glauben machen wollen. Er wurde dann eines Besseren belehrt, indem man ihm begreiflich machte, daß es dort wohl Arme und Reiche habe; der Hauptgrund, warum wir auswanderten aber sei, daß die Schweiz zu wenig Ellbogenweite habe. „Jetzt verstehe ich's, nur hergekommen, here is plenty room for you."

Den nächstumwohnenden Amerikanern kam es in den Sinn, die Sackuhren, Stecknadeln und Fingerringe zu leihen, um bei Hochzeiten Staat damit zu machen; die es thaten, hatten das Vergnügen, lange darauf warten zu müssen, bis die Sachen, gar oft noch verdorben, zurückkamen, wie besonders die Uhren. Mit solchen Sachen wußten sie nicht besser umzugehen, als kleine Kinder. Selbst während des Winters von 1838 auf 39 langten einzelne und familienweise Eingewanderte an, die theilweise sich im Ort, die Mehrsten in der Umgebung, ansiedelten, welch' Letztere jedoch dem Ort zu gut kamen.

.....

Anfänge von Handel und Gewerbe.

Ende Frühjahr rückten zwei junge Männer an, die man sehnlich wünschte, nämlich ein Wagner und ein Schmied. Ersterer Namens Kruker, aus St. Gallen, Schweiz, und Letzterer Namens Lang, ein Norddeutscher. Schreiber dieses bestellte gleich einen zweispännigen Wagen. Der Wagner an der Sugar-Creek verkaufte an Kruker seinen Holzvorrath, so daß er sogleich an die Arbeit gehen konnte, als die Werkstätte gebaut war, da wo jetzt Unterrainer wohnt. Der Schmied Lang erstellte seine Schmiede etwas mehr östlich, jeder auf eine Freilot. Beides waren fleißige und gute Arbeiter. Der erste Wagen war tadellos gemacht, sowohl die Wagnerarbeit als die des Schmieds, so daß beide vollauf zu thun bekamen. Dann war auch die Mühle im Gang. Ein zweiter Store (Krämerladen) entstand ebenfalls. Der alte Schuster Schmidt, der schon im Frühjahr 1833 eingewandert und bisher auf die sog. „Stör" ging, setzte sich auch fest im Ort; man hatte einen guten Schuster an ihm. Später soll mehr von ihm mitgetheilt werden.

Sylvan Utiger errichtete in der Mühle eine Drechslerbank und drechselte das damals Bedürftige, wie Bettpfosten, für den Wagner die Naben u. s. w. auf Bestellung; in der Zwischenzeit gründete er seine Farm. Die seit drei Jahren bestehende Töpferei, auf der jetzigen Frank Lorenzfarm, von M. Labhart, aus Steckborn, lieferte Bleiweißtöpfe nach St. Louis in die dort erst errichtete Bleiweißfabrik, die vorher aus Cincinnati bezogen wurden, auch Ofenkacheln zu Kachelöfen, von denen in St. Louis, Belleville, Mechanicsburg, jetzt Mascoutah, für deutsche Bewohner welche bestellt und aufgesetzt

wurden. Eine Brickyard war im Gang da wo jetzt die neue Mühle steht; die erste, von einem Neger geführte, war eingegangen, weil er schlechte Backsteine machte. Das Alles brachte schon Leben in den Ort.

. . . . . .

Erste Wahl.

Am 1. Montag im August war Wahltag für Senatoren und Repräsentanten, sowohl für die Ver. Staaten wie für den Staat Illinois, Gouverneur und County-Beamten. Diese Wahl im Schulhäuschen auf dem Methodisten-Hügel, das im Frühjahr gebaut worden, war die erste, die in Highland abgehalten wurde.

. . . . . .

Weitere Einwanderer.

Noch vor dem Jahresschluß 1839, Anfangs Dezember, langte die längst angesagte Mama Suppiger mit zwei Töchtern an — die Söhne waren schon früher angekommen, — die Familie Durer mit 3 Töchtern; Dr. Caspar Köpfli, jun., mit Frau, zwei Töchtern und einem Sohn; Jungfrau Nanette Zumbach, die Braut von Sylvan Utiger, und Franziska Fischer, letztere in der schmucken Luzerner Tracht gekleidet.

Die frischen Einwanderer wurden von Anverwandten erwartet, die nicht mehr in Blockhütten wohnten, daher ein besseres Unterkommen fanden als die früheren Ankömmlinge, hatten daher keinen Winter in einer Blockhütte zuzubringen, was für diese Leute um so empfindlicher gewesen wäre, da sie an's Stadtleben gewöhnt waren und meistens dem zarteren Geschlecht angehörten; jedoch manches Unbehagliche werden sie wohl noch vorgefunden haben, das aber durch das Erlebte während der langen Herreise weniger fühlbar wurde. Die Familie Durer übernahm alsbald nach ihrer Ankunft die bisher von Anton Buchmann geführte Gastwirthschaft „zum Adler," zu welchem Geschäft sie bestens befähigt war. Von nun an war dieses Gasthaus, Abends nach Feierabend, der Sammelplatz der männlichen Einwohner, jung und alt. Die Ersteren hatten nun Unterhaltung mit den frisch angekommenen Mädchen; die Alten Gelegenheit allfällig Neues zu erfahren, Das und Jenes zu besprechen, zu rathen und zu thaten.

. . . . . .

Highland erhält ein Postamt.

Highland hatte jetzt eine Post-Office, David Thorpe, der zweite Storehalter, war Postmeister. Ein Brief im Inland kostete 25 Cents und nach der Schweiz 50 Cents Porto. Um diese Zeit langte die Zeitung „Neue und alte Welt" von Philadelphia und bald der „Anzeiger" aus St. Louis, von jeder ein Exemplar, an. Die Post wurde wöchentlich einmal von Troy, damals von Anton Suppiger, zu Pferd, für den jährlichen Gehalt von $76, abgeholt.

Von jetzt an war fest anzunehmen, daß das Gerücht, das jüngere Spekulanten ausgestreut hatten, der Ort Highland sei nicht am richtigen Platz ausgelegt, gänzlich zum Schweigen gebracht sei. Das erwähnte Gerücht behauptete, es werde ein weit besser gelegener Platz

zu diesem Zweck südlich, nahe dem Jura, ausgelegt und vorgezogen werden. Um so mehr sei das anzunehmen, weil wegen Mangel an Geld sämmtlicher Eisenbahnbau und somit auch der hier durchgehende unabänderlich eingestellt sei. Somit wußten nun die hiesigen Bewohner im Allgemeinen, daß eine Krisis vorhanden sei. Jedoch weiterer Einfluß und Störungen waren nicht fühlbar. Man schritt nun zur Auslegung einer öffentlichen Straße nach St. Louis zu, damit man aus dem Versteck herauskomme und die Gegend besser zu finden sei, und arbeitete, wie bisher, muthig vorwärts, sowohl im Ort als in der Umgebung mit der Gründung von Farmen.

.....

Werthvoller Zuzug aus Sachsen.

Schon im März 1840 langten frische Ansiedler an, die von Louisville, Kentucky, kamen, wo sie sich, ehe sie hierher kamen, einige Jahre aufgehalten hatten. Nämlich: Friedrich Künne mit Frau, dessen Schwiegermutter, Frau Richter, und deren Tochter Emilie und zwei Brüder, Karl und Eduard Künne und deren Onkel Eduard Hammer. Erstgenannter, ein Möbelschreiner, sein Bruder Karl Sattler und Eduard Hammer Glaser und Schreiner. Das waren sehr werthvolle Mitkämpfer um die Ansiedlung empor bringen zu helfen und fröhliches und heiteres Leben zu wecken.

Ihr Absteigequartier, das einzige das aufzubringen, war die Blockhütte, die seiner Zeit die Ehre hatte, daß darin der erste Neujahrs-Tanz abgehalten wurde, die nun, da die Wirthschaft eingegangen war, verwendet wurde, zeitweilig neu Angekommenen Unterschlupf zu geben. Aber für eine ordentliche Ausstaffirung hatte der Eigenthümer, Schuster Zimmermann, nicht gesorgt, nicht einmal, daß die Ratten die darin zahlreich hausten, ihre Tänze und Sprünge anderswo ausgeführt hätten. Diese Leute mußten nun, wohl oder übel, einigermaßen das was frühere Einwanderer durchgemacht hatten, auch durchkosten, bis neue Wohnungen errichtet werden konnten, wozu sie so schnell wie möglich Anstalten trafen: Ed. Hammer neben der jetzigen Knöbel'schen Apotheke, Friedr. Künne gegenüber dem Platz wo jetzt Ammann und Wildi's Store steht.

.....

Die ersten musikalischen Unterhaltungen.

Durch die beiden eben erwähnten Einwanderer, erhielt das gesellige Leben, das bisher mangelte, einen erwünschten Aufschwung. Unter den Letzteren waren mehrere Musik-Dilettanten; sobald sie sich hören ließen, ermunterte ihr Spiel die Gebrüder Suppiger, die unter Leitung ihres Bruders Joseph im Violinspielen unterrichtet wurden, so daß beide Partheien vereint bald recht Hübsches leisteten und Conzerte geben konnten. Da war Jubel im Land. „Heisa, lustig, ich bin Hans und leb' ohne Sorgen, u. s. w." Diese musikalischen Unterhaltungen brachte die Leute mehr zusammen und führte zu weiteren Unterhaltungen, wie zu

Tanzparthien bei Anlaß von neuerbauten Wohnungen, die nicht vorher bezogen wurden, ehe sie durch eine festliche Unterhaltung eingeweiht waren, wobei eine bescheidene Erfrischung gewöhnlich den Schluß machte.

. . . . . .

Komische dialektische Zwischenfälle.

Bei solchen Anlässen kamen dann auch bei gegenseitiger Unterhaltung die verschiedenen Spracharten in Kampf. Die aus Louisville Angekommenen waren geborene Sachsen und sprachen, wenn auch theilweise im sächsischen Dialekt, ein richtiges Deutsch, welch letzteres denjenigen Schweizern, die nie mit Deutschen vorher in Berührung gekommen, abging.

Bei einem Zusammensein von jungen Leuten, wo Kaffee, Butter und Brod aufgewartet wurde, sagte eine Lutzernerin zu der noch jungen Emilie Richter: „Schüchte nit, macht'r doch e Ankebok un nim'der Hung druf"! „Ankebok und Hung" was ist das? Butterbrod und Honig, erklärte dann Jemand Anders. Der Eigenthümer der Blockhütte, ein urchiger Berneroberländer, brachte während der Zeit, in der die sächsischen Gäste noch bei ihm wohnten, einen Melissenstengel von der Prairie, der in voller Blüthe war, und überreichte denselben der jungen Frau mit dem Bemerken: Schmöket, wie das gut schmökt! „Das kann ich nicht," erwiderte diese—„mir schmecken lassen" und gab den Stengel zurück. Dann nahm der gefällig sein wollende Berner den Stengel, etwas empfindlich berührt, an die Nase und roch daran. „Ja so, riechen soll ich daran und nicht mir schmecken lassen," jetzt versteh' ichs," erwiderte die Frau; „auf schweizerisch-deutsch heißt also riechen — schmöken, das werde ich mir in Zukunft merken." Derartige Auslegungen kamen manchmal vor, sogar schlug derjenige, der den Amerikanern kein Verständniß im Singen zutraute, vor, sich das Pennsylvanisch-deutsch anzueignen, das praktischer als die vielen Dialekte durcheinander sei. Darauf erwiederte ihm ein Anderer: Ich mache nicht mit, sind wir nur Schweizer unter uns bei einander, so rede jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; kommen Deutsche zu uns und verstehen uns nicht, so erfordert der Anstand, daß wir uns, ihnen gegenüber, der deutschen Umgangssprache bedienen, die Jeder von uns versteht, der lesen und schreiben kann, überhaupt in die Schule ging, denn dort wird auch nicht Schweizer-Deutsch unterrichtet. Das drang durch und blieb dabei. Es ist Thatsache, daß die Kinder deutscher Eltern unter sich zu Hause wie diese sprechen, jedoch wenn sie mit Kindern schweizerischer Abkunft zusammen kommen, mit diesen auf Schweizerdeutsch sich äußern, wie auf der Geißel „geklepft," und auffallend ist es, daß die plattdeutschen Kinder das Schweizerdeutsch am ehesten loshaben.

Zweiter Theil.

Frühlingstriebe.

Als das Frühjahr 1840 sein Erscheinen machte, die Pfirsich- und Aepfelbäume, im Busch die wilden Pflaumen und anderes Gesträuch in voller Pracht blühten, da machten die im Dezember 1839 und März Angekommenen an Sonntagen ihre Ausflüge, die der Winter wegen schlechter Wege nicht gestattet. Die Wintertracht war abgelegt und durch die für das Frühjahr passende ersetzt. Wie hübsch standen diesen Fräulein die Strohhüte mit den bunten Bändern in allen Formen, es schien als sei der blühende Frühling, dessen man sich erfreute, auch über diese jungen Mädchen ausgegossen. Da floß manchem Junggesellen das Blut rascher durch die Adern und zweifelte nun nicht mehr, daß das Leben, verödet wie es bisher war, von nun an eine bessere und schönere Wendung nehmen werde. Bei diesen Ausflügen machten die Sonnenschirme ihr erstes Erscheinen; diese kamen aber nicht aus der Schweiz, sondern aus Sachsen. Dieses Erscheinen von noch nie Dagewesenem machte den Eindruck, daß aus dem erst anfänglichen Oertchen Etwas werden würde. Im Lauf des Sommers wurden mehrere und bessere Wohnungen erstellt, unter andern das für Fried. Künne, Jos. Suppiger das von Dr. Ryhiner bewohnte, J. R. Blattner das sogenannte Knopfhaus, und andere mehr.

.....

Die Eingewanderten erwerben das Bürgerrecht.

Am 4. August 1840, während der Gerichtssitzung in Edwardsville, ließen sich 54 Einwanderer, meistens Schweizer, aus der Gegend von Highland als Ver. Staaten Bürger eintragen. Der Beamte, der das Schwören leitete, machte drei Abtheilungen aus den Schwörenden, statt, daß jeder einzeln zu schwören brauchte. Weil ihrer so viele waren, hatte man mit ihm den Vergleich gemacht, die Kosten auf 50 Cents per Mann zu stellen.

.....

Graubündten sendet sein Contingent.

Den 22. August langten 68 Köpfe, klein und groß, aus dem Kanton Graubündten an. Da war liebe Noth, diese Leute unterzubringen. Die drei Blockhütten, wovon zwei auf dem Sonnenberg (Niellietfarm) und die eine ohnweit dem Grütli, waren besetzt, die sonst als erster Unterschlupf für Einwande-

rer dienten. Mehrere Familien fanden einstweilen auf dem Grütli Platz; — eine davon (Graß) kaufte nach ein paar Tagen die Grütlifarm und mehrere Andere, (Lüscher, Schießer, Rüdi) kauften urbares Land in der Nähe des Grütli und bauten so schnell wie möglich Wohnungen darauf.

Auch diese Leute waren eine vortreffliche Errungenschaft für Highland und Umgebung; arbeitsam, genügsam und friedlebend von Charakter wußten sie sich in alle vorkommenden Verhältnisse zu schicken. Aus einer Berggegend kommend und nun in's flache Land versetzt, mußte eben manches anders angegriffen werden, aber sie fügten sich darein, wie gute Kinder die in das Alter treten, wo sie etwas lernen müssen. An den Gebrüdern Ambühl, die schon etliche Jahre vorher sich in der Gegend angesiedelt, hatten sie eine vortreffliche Stütze sich zu belehren und zugleich zu beobachten, wohin Fleiß, Umsicht und Ausharren führt.

Nachdem das hiesige Postamt den Namen Highland geführt hatte, erhielt man vom Generalpostamt die Nachricht, daß der Name umgeändert werden müsse, indem nördlich im Staat ein Postamt diesen Namen schon führe; man gab nun der erstern den Namen Helvetia, erhielt aber später den früheren wieder, da das Postamt im Norden den seinen änderte.

. . . . . .

Gründung der ersten Freischule.

Auf Anregung von Jos. Suppiger kam es zur Sprache, eine Freischule zu errichten. Dieses zu erreichen, mußte vor allem ein Schullokal erstellt werden; war das geschehen, so war man berechtigt, Antheil an gewissen Revenuen, welche die Ver. Staaten für Schulzwecke bestimmt hatten, zu nehmen und das Recht, die 16. Section Land, in dem Township gelegen, für Schulzwecke an sich zu ziehen, und den bestmöglichen Nutzen daraus zu gewinnen, sei es durch Verkauf, Vermiethen oder einstweiliges Liegenlassen, wenn ein günstiger Verkauf nicht erzielt werden konnte.

Daß ein Schullokal gebaut werden soll und zwar durch freiwillige Beiträge, war bald entschieden. Bei diesem Anlaß handelte es sich hauptsächlich um die Frage: „soll die Section 16 verkauft werden oder nicht?“ Joseph Suppiger war gegen den Verkauf, weil der Erlös, wenn jetzt verkauft würde, nur einen geringen Preis brächte; dagegen in einigen Jahren, wenn das Congreßland größtentheils aufgenommen, das 5—10fache daraus erlöst werden könne; um so mehr sei das der Fall, da der größte Theil dieser Section aus Waldland bestände, dessen Holz zum Einzäunen des vielen Prairielandes so nöthig sei und dasselbe in der Umgebung in keinem Verhältniß zu diesem vorhanden sei. Aber alle diese triftigen Gründe halfen nichts, denn ein gewisser Unstern, der über dieser Gegend schwebte, warf zu tief seine Schatten. Es wurde beschlossen, diese fragliche Section zu versteigern, und brachten diese 640 Acker, oder 16 Stück von 40 Ackers, $1390.– Durchschnittlich $2.17 1/5 per Acker, also

weniger als den Ver. Staaten-Preis.

Die Käufer waren, mit wenigen Ausnahmen, Landspekulanten; diese hatten gut spekulirt, nicht aber die Stimmberechtigten. Dieser Akt betraf eine Gemeindesache; wer waren jedoch die Stimmberechtigten? Meistens Amerikaner, die nicht beabsichtigten, fäßhaft hier zu bleiben, ja nicht einmal Grundeigenthum besaßen, keine Steuern zahlten u. s. w. Diese gaben den Ausschlag und tragen die Schuld, daß unser hiesiger Schulfond so unbedeutend ist. Wer keine Steuern zahlt, sollte in Gemeindesachen nicht stimmen dürfen, wie es recht und richtig ist, denn wenn der Satz gilt, daß keine Besteuerung ohne Vertretung statthaft ist, so gilt auch der andere, daß keine Vertretung ohne Besteurung geduldet werden sollte. Hier aber, aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehend, kann jedes volljährige männliche zweibeinige Wesen auch in Gemeindesachen mitstimmen. Proben über den Erfolg dieser Art Stimmenabgaben hat man noch mehrere seither erlebt.

Das Schulhäuschen kam auf den Methodisten-Hügel, auf den Hausplatz, der jetzt den Erben von Gallus Rutz, sen., gehört, zu stehen und wurde an Jos. Müller für $300 im Accord gebaut. Das dazu benöthigte Holzwerk wurde von der hiesigen Sägemühle geliefert. Des ersten angestellten Lehrers-Kenntnisse waren höchst mangelhaft; auch war er nicht im Stande, die großen Bengel im Zaum zu halten, die mehr die Schule besuchten, um mit den liebesbedürftigen Mädchen zu schäkern als um zu lernen. Es kam sogar vor, daß die Jungens den Lehrer eines Tages tüchtig durchwalkten, weil sie ihn im Verdacht hatten, er machte einer der Schülerinnen den Hof. Kinder europäischer Abkunft besuchten diese Schule nicht, dagegen eröffneten zwei bündnerische Landschullehrer deutsche Privatschulen, damit deutschen Kindern das früher Erlernte aufgefrischt und eingeprägt werden konnte.

. . . . . .

Früheste Unterrichts-Gelegenheiten.

Zur Zeit der Ankunft der ersten schweizerischen Ansiedler, trafen sie ein einziges Schulhäuschen in der weiten Umgebung; diese stand in der Nähe der Pritchettfarm, an der St. Jacobsstraße, in der Vertiefung nahe der dortigen Brücke, dahin gestellt, weil eine vorhandene nothdürftige Quelle das Trinkwasser für die Schulen lieferte. Der Bau war von der erbärmlichsten Art. Um einigermaßen Helle in das Lokal zu bringen, war ein Balken der Blockhütte herausgenommen und dafür Fensterscheiben ohne Rahmen zwischen hinein gelegt worden, und wenn es die Witterung erlaubte wurde die Thüre aufgelassen; weder Sonne noch Mond schien da hinein. Schüler aus drei angrenzenden Townships besuchten diese Schule und mußten daher meilenweit herkommen. Freilich waren es ihrer nur wenige die die Schule besuchten. Dagegen traf man hin und wieder intelligente Familienväter, die ihren Kindern den Winter durch jeden Abend Unterricht gaben. Ein solcher Familienvater, war der älteste der Brüder Dugger,

der an Herrn Andreas Zwilchenbart seine beim jetzigen Eisenbahn-Depot in St. Jacob gelegene Farm verkaufte. Eines Abends blieb der Hausvater länger aus, die Kinder im Alter von 7 bis 20 Jahren, alles seine eigenen, etwa 8 an der Zahl, saßen mit ihrem Lehrmaterial ihn erwartend am Tisch. (Herr Zwilchenbart und Schreiber dieses logirten bei diesen Leuten bis zu ihrem Abgang). Letzterer gesellte sich zu diesen Kinder und schrieb einem der Kleinen einige Buchstaben englisch als Vorschrift auf seine Schiefertafel; einem andern eine Rechnung und ehe der Vater kam, hatte auch, auf Aufforderung des ältesten Sohnes, meine Wenigkeit Proben im Lesen abgelegt. Beim Erscheinen des "old man" riefen ihm alle die Schüler zu: Jetzt sehe mal unsern „Stranger", kann schön schreiben und lesen und kennt auch das Rechnen. Da war dann von da an bis sie fortzogen „ihr Fremder" der Hahn im Korb; besonders dann, als derselbe ihnen ihre damals bewohnte, nun zu verlassende Wohnung und die sie umgebenden Gebäulichkeiten, auf einen Bogen Papier zum Andenken gezeichnet, zum Geschenk machte, war der Jubel gar los. Alles in der Umgebung mußte die Zeichnung sehen. Diese Blockhütte war nicht von gewöhnlichem Schlag. Die Blöcke waren beschlagen; 1½ Stock hoch mit bequemer Treppe. Doppellänge mit geräumiger Wohnstube und Schlafstube abgesondert; die innern Wände gepflästert, sowohl unten wie im obern ½ Stock u. ein Zimmer sogar mit Brettern vertäfelt.

Auf der Zwilchenbartfarm befand sich eine verlotterte Maismühle, die er wieder so gut wie möglich ausbessern ließ, die Schreiber dieses dann zu betreiben hatte. Bei diesem Anlaß kamen dann meistens jüngere Leute, um Mais mahlen zu lassen, wo er dann Gelegenheit hatte, das Englische zu lernen und das Erlernte zu üben; was er nicht verstand, mußten sie mit Kreide auf die Wand schreiben, das mit Hülfe eines Wörterbuches ins Deutsche übersetzt wurde. Den Wißbegierigen unter ihnen mußte er dasselbe vorsprechen, bis sie es nachsprechen konnten; das war auch eine Schule, um nicht nur englisch zu lernen, sondern auch vieles Andere, das zum praktischen Vortheil diente.

Daß diese Zwischenerzählung etwas weitläufig wurde, möge der geneigte Leser entschuldigen, sie zeigt aber, wie beliebt und geachtet man sich bei diesen einfachen Leuten machen konnte, wenn man nicht anmaßend gegen sie auftrat. Obschon unser Aufenthalt auf Zwilchenbart's Farm nur kurze Zeit dauerte, so blieben die guten Verhältnisse und Beziehungen, so lange Einer von derselben Zeit am Leben blieb, die gleichen. Längst sind sie alle in's Jenseits übergegangen.

.....

Deutsche Privatschulen und regelmäßiger Verkehr mit St. Louis.

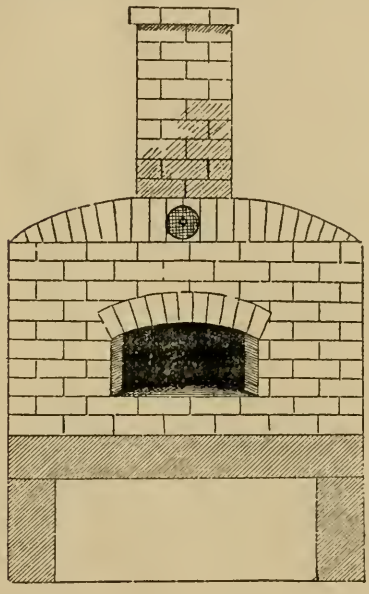
Früher wurde erwähnt, daß das Schulhäuschen auf dem Methodisten-Hügel das zweite Schullokal der Gegend war, und der Unterricht ächt amerikanisch geführt wurde, so daß euro-

päische Eltern, die Kinder in die Schule zu schicken hatten, es vorzogen, bis bessere Verhältnisse eintraten, ihre Kinder lieber in deutsche Privatschulen zu schicken, denn die englische Sprache sprechen zu lernen, calculirte man, hätten sie Gelegenheit im Umgang mit englischsprechenden Kindern u. würden sich, wenn das Deutsche nicht vernachläßigt würde, das Nöthige fürs praktische Leben bald aneignen, wenn durch bessere Lehrer der englische Unterricht ertheilt würde. Wir ziehen es daher vor, in einer späteren Mittheilung, im Zusammenhang sowohl das Schul- wie das Kirchenwesen, wie es sich entwickelte, zu bringen, und fahren nun fort über die Entwickelung von Highland zu berichten. Ein neuer Kramladen (Store) wurde von Garrit Crownover, der vom County St. Clair kam, eröffnet. Es waren nun 4 solcher im Ort. Man hätte nun annehmen können, daß diese Mitbewerbung die Preise herunter setzen würde; das war aber nicht der Fall. Dieses benutzend, entschloß sich J. R. Blattner wöchentlich einmal nach St. Louis mit einem zweispännigen Fuhrwerk zu fahren und alle Bestellungen, mit denen man ihn betraute, zu besorgen. Das war sehr bequem namentlich in Bezug auf Gegenstände, die in hiesigen Kaufläden nicht zu haben waren. Er führte dieses Geschäft so, daß man zufrieden sein konnte.

. . . . . .

Der erste Backofen.

Dieses Jahr wurde von Anton Buchmann der erste Backofen erstellt. Er verkaufte Weizenbrod, das ein Bedürfniß für frische Ansiedler und solche war, denen das Selbstgebackene zufällig ausging. Früher mußte man in solchen Fällen einander aushelfen, was oft seine Schwierigkeiten hatte, denn Brod ausleihen that man nicht gern, es betraf meistens Leute, die borgen wollten und das Zurückgeben meistens vergaßen.



. . . . . .

Gesellige Unterhaltungen unterstützen Gott Amor.

Wie voraus zu erwarten war, benutzten die heirathsfähigen Jünglinge den Winter, um Bekanntschaften unter den im gleichen Fall sich befindlichen Jungfrauen, anzuknüpfen. Die vorerwähnten Musiker ließen es sich angelegen sein, immer mehr sich zu vervollkommnen und da ihnen eine Baßgeige

fehlte, so machte sich F. Künne und der Onkel Hammer daran, eine solche selbst zu verfertigen und wie das Sprüchwort sagt: „Auf oft wiederholte Streiche fällt auch die schwerste Eiche." So war es auch hier der Fall; es ging nicht lang, so brummte der Baß, daß es eine Freude war. Diese Baßgeige that lange Jahre ihren Dienst bis sie durch eine besser brummende ersetzt wurde. Jedoch sie that ihre Pflicht und, wer weiß es nicht, wie der fröhliche Tanz, damals und noch jetzt, Anlaß giebt zum Ehebund. So kam es auch in diesem Winter, aber ehe dieser wirklich geschlossen werden konnte, mußte zuerst das Nestchen gebaut werden in das man die liebe Braut heimführen konnte, und das hatte bei Manchem große Schwierigkeiten. Keine Großeltern, Eltern oder sonst Anverwandte waren da wie im alten Vaterland, die allfällig für Unterkommen gesorgt hätten,—es mußte hier zuerst, selbst wenn man noch so bescheiden in seinen Anforderungen war, aus eigener Kraft und Findigkeit beschafft werden. Doch es ging, wenn auch oft mühselig genug.

Credit konnte Niemand auf lange Zeit geben, in baarem Geld gar nicht; gegenseitige Hülfeleistung in Arbeit, dann Tauschhandel in allen möglichen Gegenständen, wie Taschenuhren, Geschmeide, überflüssigen Kleidungsstücken u. s. w. mußten die Sache ausgleichen. Das Alles gab dann viel zu überlegen wie vortheilhaft man am besten austauschen könne. Scharfsinn, Klugheit, ein gutes Mundstück wurden auf's höchste angestrengt. Wer sich nicht übereilte, sondern die Nachfrage abwartete, fuhr meistens am Besten. War für ein Unterkommen gesorgt, so war auch für das nöthige Hausgeräthe und sonstige Einrichtung gesorgt, denn man beschränkte alles nur auf das durchaus Nöthige. — Es war kein Brautfuder was die Braut brachte, und des jungen Ehemann's Bedürfnisse waren auch damals äußerst bescheiden. Die gesetzlichen Formalitäten zur Trauung waren kurz; kein Dispens wegen Glaubenssachen oder dreimalige Verkündigung von der Kanzel einer Kirche u. s. w. Eine Bewilligung vom Countyschreiber gab dem Friedensrichter das Recht die Trauung zu vollziehen und daß das geschehen sei, mußte der Friedensrichter beim Circuit-Clerk registriren lassen. Eine Kirchengemeinde, deren Vorsteher Trauungen hätte vollziehen können, gab es im Anfang und mehrere Jahre nach der Gründung von Highland nicht. Jedoch Niemand nahm Anstoß daran oder zweifelte, daß eine Trauung durch einen Civil-Beamten, nicht eben so gut als durch einen Geistlichen sei.

. . . . . .

Die Familie Köpfli und Andere reisen 1841 nach der Schweiz zurück.

Als die Herren Köpfli den verschiedenen früher erwähnten Graubündtnern das Grütli und einen Theil des nahe anstoßenden Landes verkauft, wurde man auch über den benöthigten Viehstand und die Ackergeräthschaften handelseinig. Was diese übrig ließen kauften andere Ansiedler. Und als

Alles veräußert war, sei es für Baar oder für ausgestellte Schuldscheine, erklärte Vater Köpfli eines Abends den übrigen Familiengliedern: „Es sind jetzt gerade zehn Jahre verflossen, seit wir 1831 aus der alten Heimath auswanderten; damals gab ich meinen Freunden das Versprechen, sie in zehn Jahren zu besuchen und da es sich nun so treffend ausführen läßt, so reisen wir gegen Ende März dahin ab."

Wie traf aber Vater Köpfli die Zustände in politischer Hinsicht in seinem lieben Heimaths-Kanton an! Durch die damals herrschende Regierung seine früheren gleichgesinnten freisinnigen Freunde durch Spione beobachtet, in Schrift und Wort geknebelt, verfolgt und eingekerkert. Der Freischaarenzug folgte und diesem der Sonderbundskrieg. Selbst Vater Köpfli fühlte sich nicht mehr ganz sicher in seinem eigenen Geburtsort und fand für gut nach Aarau zu flüchten bis der Sonderbundskrieg Ordnung schaffte. Sein sieben und ein halbjähriger Aufenthalt in der alten Heimath war ein nichts weniger als freudiger. Die beiden Söhne Joseph und Salomon trafen schon nach zwei und einhalbjähriger Abwesenheit wieder hier ein.

Schreiber dieses reiste im August auch nach der Schweiz. Die Einwohnerzahl von Highland belief sich damals, Groß und Klein, auf 120 Personen.

Mehrere Gebäulichkeiten wurden im Laufe des Sommers erstellt, so das Wohnhaus auf dem Methodisten-Hügel, das jetzt Küfer Hahn gehört, von einem Küfer Schneider aus Preußen.

Einzelne junge Badenser stellten sich ein als Vorposten später nachkommender Angehörigen.

.....

Johann Guggenbühler und Fridolin Weber errichten die erste Brauerei.

John Guggenbühler, von Haus aus Bierbrauer, der mit Dr. Köpfli, jun., hier anlangte und sich seither in St. Louis als Bierbrauer beschäftigt hatte, traf Anstalten gemeinschaftlich mit Fridolin Weber eine kleine Brauerei einzurichten. Wenn deren erstes „süffiges" Bier erstellt wurde, ist uns nicht bekannt. Wirth Durer bezog seinen Bedarf von Belleville. Wein kam aus Frankreich und kam billig zu stehen. Wegen Mangel an Geld wurde aber wenig Gebrauch von Beiden gemacht.

.....

Die Krisis und ein schlechtes Geldsystem liegen schwer auf Highland.

Die Krisis machte sich jetzt auch hier fühlbar — bisher bestand das circulirende Kleingeld in sogenannten spanischen „Picayuns", 6¼ Cents, „Bits" @ 12½ und 25 Centsstücken, meistens abgeschliffenes unterwerthiges Zeug. Amerikanische zehn und fünf Centsstücke waren rar und wurden gerne, um Zahlung zu erhalten, acht Stück zu 10 Cents für einen vollen Dollar angenommen, statt einer Staats- oder Privatbank-Note. Bei unserer Rückreise über New Orleans 1842, hatte der Schiffseigner, beim Brennholzeinladen den Mississippi-Fluß herauf nach St. Louis, immer Mangel an Kleingeld.

Da keiner von den Reisenden hiesige Münzen mehr hatte, so zeigte man ihm unter anderen schweizerische sog. Concordats-Batzen, in der Größe der spanischen 25 Centsstücke, die ganz neu und blank waren, ob er sie brauchen könne. Er nahm sie für 25 Cents, während ihr Nennwerth in der Schweiz 2½ Cents war. Und die Holzverkäufer waren noch recht erfreut darüber. Leider betrug der Vorrath nur 30 Stück. Für 75 Cents 7½ Dollars zu empfangen, wer hätte sich das träumen lassen.

Immer mehr stellten Zweigbanken und eine Menge Privatbanken ihre Zahlungen ein, in Folge dessen deren Banknoten ungemein sanken; zugleich fehlte das Tauschmittel, eine ungeheure Menge Bankerotte erfolgte und fast die ganze Union war dem Auslande gegenüber creditlos. Dieser Zustand mit den Banken dauerte bis im Staat Illinois z. B. keine einzige mehr bestand; dann versuchte man die Noten von Banken, die außer dem Staate bestanden, hier anzubringen, namentlich deren aus dem Osten der Ver. Staaten.

Alle mögliche Vorsicht mußte beachtet werden um Verluste zu vermeiden. Die sogenannten Detektors (Verzeichnisse der Banknoten), die anzeigten, welche Banken noch solvent waren und welche nicht, mußten mit größter Vorsicht beachtet werden, — denn man konnte nicht wissen, wie lange diese angegebene Zahlungsfähigkeit andauern würde. Dieser Uebelstand im öffentlichen Verkehr brachte auch die verschiedenen Produkte im Preise herunter, was dann den frischen Einwanderern zu gute kam, und da diese gutes Geld brachten, so kauften sie um so billiger, was, ohngeachtet des geringen Erlöses, den Muth des Verkäufers aufrecht erhielt, der sich damit tröstete, es werde wohl besser kommen. Trotzdem fuhr man fort Straßen auszulegen, diese, im doppelten Interesse der Bewohner, fahrbar zu machen; denn erstlich konnte, so lange das Land, durch welches eine Straße auszulegen war, dem Congreß gehörte, dieses ohne Entschädigung geschehen, nicht aber, wenn es durch Privatland ging und zweitens: Was ist eine Landschaft ohne Straße?

.....

Freiwilliger Bau der Poststraße von Troy nach Pocahontas.

Hauptsächlich war man darauf bedacht, die Post direkt nach Highland zu bekommen und da damals General Semple als Senator im Congreß zu Washington sich aufhielt, wendete sich Jos. Suppiger an denselben, er möchte sich beim Generalpostmeister dafür verwenden, daß die Post, statt von Troy über Marine nach Pocahontas, hierdurch nach letzterem Ort geführt werde. Nach einiger Zeit kam die Antwort zurück, daß, wenn die Highländer eine fahrbare Straße von Troy nach Pocahontas eröffneten, ihrem Wunsch entsprochen werden würde. Jetzt ging's frisch darauf los. Nach Troy zu, über St. Jacob, das damals indessen noch nicht bestand, war die Straße soweit fertig, nur mußte sie im Silver-Creek-bottom erhöht und mit Prügeln belegt werden. Schnell ging das Ver-

messen der Straße nach Pocahontas vor sich, sowie die übrigen gesetzlichen Formalitäten, so daß man alsbald an die Arbeit gehen konnte. Zwei vortheilhafte Umstände begünstigten die schnellere Fertigstellung der Arbeit. Erstens: daß die Straße eine lange Strecke über hochgelegene Prairie führte, und zweitens: daß eine ziemliche Anzahl frisch Eingewanderter, wie die Badenser, dieser Straße entlang sich angesiedelt hatten und treffliche Hülfe leisten konnten. Die Hauptarbeit war, an verschiedenen Stellen Brücken zu bauen und Abzugsgräben zu ziehen; eine Pflugfurche an beiden Seiten der Straße, so weit selbige über die Prairie ging, bezeichnete dieselbe. Nahe Pocahontas mußte ein Wäldchen durchgehauen und fünfzig Dollars baar Geld aufgebracht werden, daß es der Eigenthümer geschehen ließ, welcher Betrag prompt von den Highländern aufgebracht wurde. Die fünf gesetzlichen Straßenarbeitstage, die jeder Straßenpflichtige zu leisten hatte, genügten jedoch nicht, die Arbeit fertig zu bringen; es mußte daher freiwillig noch mehr als die gesetzlichen Tagwerke nachgearbeitet werden.

Jeden Morgen sammelte man sich beim Straßenmeister Durer, der jetzt das Postamt führte, der mehrere Wagen beordert hatte, um zur Arbeitsstelle fahren zu können. Da es oft meilenweit ging, so hatte Jedermann etwas zu essen bei sich und wohlverstanden auch ein Schnäppschen. Alles fertig? Ja! also vorwärts. „Fröhlich und wohlgemuth", singen einige auf dem einen Wagen zu singen an, „ein freies Leben führen wir" auf einem andern Wagen.

Wohl die Hälfte der Schweizer-Kantone war durch ihre „Abgeordneten" bei diesen Straßenarbeiten vertreten, die sich in ihren resp. Dialekten ausdrückten; dazu kamen noch die verschiedenen Dialekte der Deutschen, — Franzosen und wälsche Schweizer waren noch keine da. — Ungeachtet dieses Durcheinanders ging es friedlich ab, keiner beanspruchte mehr als der andere; es herrschte nebst der Freiheit auch die Gleichheit.

Kaum, daß man so weit mit der nöthigsten Arbeit fertig war, daß man sagen konnte, jetzt ist sie passirbar, so langte eines Sonntags im Herbstmonat 1843 die vierspännige Postkutsche von Greenville über Pocahontas in Highland an, wo zugleich eine Station zum Pferdewechsel sich befand. Die ganze Bevölkerung von Highland und Umgebung hatte sich eingestellt, dieses freudige Ereigniß mitanzusehen. Es war auch eine werthvolle Errungenschaft für die Gegend, denn nach und nach benutzten auch andere Fuhrwerke diese Straße, um nach St. Louis zu fahren, indem sie um etwas näher dahin führte als über Marine.

Bis zur Zeit der Entstehung der Eisenbahn war es eine stark benutzte Hauptstraße. Die Fahrt nach St. Louis von Highland kostete per Post $1.50. Im Sommer bei trockener Straße langte sie von St. Louis aus zur Mittagszeit hier an; im Winter dagegen oft erst gegen Abend, denn je nachdem

die Witterung war auch die Straße darnach; ja es kamen Zeiten in denen die schwere Kutsche nicht mehr fortgeschleppt werden konnte und ein zweirädriger Karren zu dem Dienste benutzt werden mußte.

Es gab selten einen Winter, wo Highland nicht wie auf einer Insel lag, die zwar nicht von hellem Wasser, sondern von bodenlosem Grund umgeben war. Nichts konnte fortgeschafft und nichts herbeigeschafft werden. Vorräthe wie Eier, Butter u. s. w. häuften sich in den Stores und litten Schaden; umgekehrt ging manches Nothwendige aus — und wenn das den Kaffee traf — dann — ja dann — hatte der Hausfriede ein Ende. Das Alles hat durch die Eisenbahn ein Ende genommen. — Highland hat es sich aber auch ein schönes Sümmchen Geld kosten lassen, um beständig mit allem Möglichen zu jeder Zeit versehen zu werden. Nur eins ist den Landspekulanten nicht in Erfüllung gegangen, daß nämlich bis jetzt Highland noch keine Vorstadt von St. Louis ist.

.....

Die mißlichen Zeitverhältnisse führen Sal. und Jos. Köpfli zurück.

Die Krisis hatte 1842 ihren Höhepunkt erreicht, hielt sich aber noch lange Zeit über diesen Zeitpunkt. Die Gebrüder Joseph und Salomon Köpfli wurden von ihrem Verwalter aufgefordert, zurückzukommen, denn unter solchen Verhältnissen sei es für sie zweckentsprechender, daß sie ihre Geschäfte selbst besorgten. Sie langten denn auch im Sommer 1843 an. Schreiber dieses war nicht der gleichen Meinung wie die welche jammerten. Es war allerdings ein Stillstand in Highland eingetreten, dagegen hatte die Umgebung fortwährend durch Gründung von Farmen gewonnen und in Folge dessen alles im Städtchen so weit aufrecht erhalten, daß diejenigen, die keine Schulden hatten, wenn auch nicht sonderlich vorwärts, doch auch nicht rückwärts kamen, die mehrsten verbesserten ihr Eigenthum und lebten der Hoffnung, daß so sehr schlecht es ging, es auch wieder besser werden müßte. Etwas anders stand es mit Solchen, die bei der Ansiedlung Schulden machten; denen war's nicht möglich, unter solchen Umständen die Zinsen, die damals zwölf Prozent betrugen, zu entrichten, viel weniger Abzahlungen zu leisten. Denen konnte aber geholfen werden, wenn ihnen Verdienst verschafft wurde, durch Bauten im Ort oder in der Umgegend und Gründen von Farmen. Zu essen hatten diese Leute vollauf und waren willig zu arbeiten. Als Mitgründer von Highland war es ihre heilige Pflicht etwas zu thun, um den Ort heben zu helfen, worinnen ihnen Jos. Suppiger so wacker voranging. Das müssen die beiden Herren denn auch eingesehen haben und da sie keine eigene Wohnung hatten, da die frühere verkauft war, so trafen sie nun Anstalt auf dem wunderschön gelegenen sogenannten Köpflihügel, nördlich vom Ort, ein stattliches, geräumiges, gut und zweckmäßig eingetheiltes Wohnhaus zu bauen, am

südlichen Abhang ein Rebgelände anzulegen und das Wäldchen an der Nordseite in einen netten Park umzuwandeln. In Highland selbst etwas zu errichten kam ihnen jedoch nie in Sinn, obschon sie dem Backsteinbrenner versprochen hatten, 45,000 Backsteine zu diesem Zweck abzunehmen. Das überließen sie Andern, die auch durch Straßenarbeit ihre vielen Ländereien im Preise zu steigern halfen.

Wie stimmt nun das Urtheil von Hrn. Joos aus Schaffhausen, als er vor ungefähr 10 Jahren Highland besuchte, mit dem oben Gesagten überein; er äußerte sich nämlich dahin: „Highland gefällt mir außerordentlich, die Highländer haben den Herren Köpfli wahrlich viel zu verdanken! Es wurde ihm erwidert: Wir wollen Ihnen, Herr Nationalrath, diese Illusion nicht nehmen, dagegen wünschten wir, Sie hielten sich längere Zeit hier auf, so daß Sie über diesen Punkt mit einigen Bürgern von Highland Rücksprache nehmen könnten, sie würden dann eines Besseren belehrt.

.....

Highland erholt sich und entfaltet neuen Unternehmungsgeist.

1843 wurde das Bauen wieder besser aufgenommen, neue Stores eröffnet während andere in neue Hände übergingen. Das von Elijah Ellison erbaute Haus wurde von Vater Tuffli mit seinem Stiefvater Laubinger gekauft und ein Fleischerladen darin eröffnet, was eine wahre Wohlthat war, da man nun täglich frisches Fleisch hatte, um namentlich Wiedergenesende mit Fleischbrühe erquicken zu können. J. R. Blattner traf Anstalten, ein neues Wohnhaus zu bauen, das unter dem Namen „Neu-Schweizerland-Haus" bekannt ist; es sollte anfänglich zur Seidenzucht dienen. Wegen Mangel an Maulbeerblättern als Futter für die Seidenraupen wurde das Unternehmen wieder eingestellt und das Gebäude zum Gasthaus unter obigem Namen eingerichtet.

Vater Dugger trat seinen Store an seinen ältesten Sohn ab, und dieser nahm später einen jüngern Bruder zum Partner. Doch bald trennten sie sich; der ältere baute den jetzigen untern Stock des St. Louis Haus; der jüngere Dugger den Store den jetzt Klempner Freuler besitzt.

Wo bisher die Backsteinbrennerei war, da wo jetzt die neue Mühle steht, wurde eine kleine Whisky-Brennerei errichtet; Karl Müller baute das Haus, das nun Cigarrenmacher Rappenecker gehört und nach allen Seiten wurden Wohnungen erstellt.

Den Katholiken wurde von den Gründern eine Lot angewiesen, um eine Kirche darauf zu bauen, die alsbald in Angriff genommen wurde. Da an dem Tag an dem das Fundament unter der Leitung der Gebrüder Köpfli gegraben werden sollte, die Arbeiter nicht kamen, so halfen ihnen drei reformirte Bewohner aus dem Ort aus der Verlegenheit. Ehe sie vollständig damit fertig waren, kamen die Betreffenden mit mehreren Anderen, aber im Sonntagsstaat mit der Entschuldigung.

sie hätten nicht daran gedacht, daß heute ein Feiertag sei. Die Kalender waren damals sehr selten und somit waren die Leute zu entschuldigen.

.....

Maskeraden, Theater-Vorstellungen und das erste Klavier.

Der Winter von 1843 auf 1844 war wieder überstanden, jedoch weit gemüthlicher als die vorhergehenden. Mehrere Neubauten mußten, nach angenommener Uebung, eingeweiht werden, Geburtstage gefeiert und sonstige Veranlassungen, wie Hochzeiten und Kindstaufen, führten zu Familien- und Bekanntenzusammenkünften, und da es an Musikern nicht fehlte, zu Tanzkränzchen. Die Fastnachtszeit gab Anlaß zu Maskeraden und die aus Surfee (Luzern) Eingewanderten zeigten ihre Gewandtheit in Theater-Vorstellungen. „Nur den Kopf nicht hängen lassen und fröhliches Gemüth aufrecht halten" munterte Mamma Suppiger, wenn Muthlosigkeit sich zeigte, auf. „Nur wer sich selbst aufgibt, ist verlassen."

Die Familie Doktor Beck aus Murten (Freiburg), die im Marine Settlement angesiedelt war und 1834 einwanderte, brachte ein Klavier mit; dem Doktor gefiel es aber hier nicht und während der Zurüstung zur Rückreise nach der Schweiz starb er Das Klavier kaufte Friedrich Künne in einem höchst traurigen Zustande, da es mehrere Jahre in einer Blockhütte unbenutzt gestanden hatte. Dasselbe wurde möglichst gut wieder in Stand gestellt, so daß man wieder darauf klimpern konnte. Das war das erste Klavier, das hier aufgestellt wurde, wo noch erst vor wenigen Jahren sich Wölfe, Hirsche und Hasen gute Nacht wünschten. Am meisten Spaß machte dieses Instrument dem Schreiber dieses, der nach vieler Mühe und Geduld es endlich dahin brachte, daß es Stimmung hielt; er war der Einzige der damals ein Klavier stimmen und spielen konnte. Jetzt liegt der alte Kasten auf dem Estrich im alten Schulhaus— darauf wartend, daß man ihn zum Feueranmachen benutzt. Viele werthvolle tafel- und aufrechtstehende Instrumente, von tüchtigen Spielern benutzt, vertreten nun seine Stelle.

Im Lauf des Jahres erstanden wieder einige Neubauten. Herr Böschenstein, früher Ladenbesitzer in St. Louis, baute das Haus, in dem sich jetzt die Knöbel'sche Apotheke befindet und eröffnete einen Store. Eine Barbierstube, in der man sich auch zu Aderlassen und Schröpfen lassen konnte, wurde eröffnet.

Einige, die früher im Ort und der Umgebung angesiedelt waren, zogen im Glauben, in St. Louis besser vorwärts kommen zu können, dorthin, rückten aber, nachdem sie ausfanden, daß sie nicht dahin paßten, wieder ein.

.....

Demokratische Massen-Versammlung in Belleville.

Gegen den Herbst zu wurde eine demokratische Massenversammlung nach Belleville einberufen; es handelte sich um eine Präsidentenwahl auf's nächste Jahr. Da dieses die erste derartige

Versammlung war, welche die mehrsten Einwanderer Gelegenheit hatten mitanzusehen, so traf man Anstalt von hier aus dieselbe zu besuchen. Es stellten sich so Viele ein, daß drei Fuhrwerke nöthig waren, um dahin fahren zu können. Wie sich das von selbst versteht, mußte auch Musik dieselben begleiten. Eine große Trommel hatten die Highländer noch nicht, wohl aber zwei Trompeter, die früher in der Schweiz Militärdienst gethan hatten. Der eine war Vater Leder, Aargauer, der andere ein St. Galler. Nach Prüfung ob sie Beide die gleichen Märsche blasen könnten, fand es sich, daß sie nur einen Marsch gemeinschaftlich ordentlich spielen konnten. Jeder konnte mehrere Märsche; der Aargauer aber nicht die, welche der St. Galler und so umgekehrt. Der Ordner des Zugs empfahl den beiden Trompetern—sie sollen nur immer den Marsch spielen, den sie gut blasen könnten, denn man fahre ja immer vorwärts und so sei dieser Marsch genügend, denn die allfälligen Zuhörer blieben stehen und die, welche man später treffe, wüßten ja nicht, was man den Zurückgelassenen geblasen hätte. Dieses Programm war damit festgestellt. Auf einem der andern Wagen befand sich ein Flötist, ein Posthornbläser und ein Dreiangelschläger, welches Spiel sich recht hübsch machte. So zog man durch den Ort Lebanon mit vollem Spiel. Es war noch früh am Tag als man dort ankam. Alles was auf war kam vor die Wohnungen und rief: „Hurrah für die Highländer," und als man von Belleville zurückkam, mußte man vor dem Töchterinstitut beim Eingang in den Ort stille halten und dem versammelten Personal extra aufspielen. Besonders gefiel der Dreiangel.

In Belleville langten gleichzeitig mit uns die Edwardsviller an, welche eine vollständige Blechmusik bei sich hatten, und wir schlossen uns diesem Zug durch die Stadt bis zum Haltpunkt an; unsere Trompeter blasend, ließen sich mit ihrem Marsch nicht stören. Nach einigen Stunden Aufenthalt und nachdem Alle den Durst mit dem Belleviller Bier nach Herzenslust gelöscht, trat man fröhlich und wohlgemuth den Heimweg an, wir hatten das Ding gesehen, aber die wenigsten hatten begriffen, um was es sich handelte.

Diejenigen, die der englischen Sprache mächtig waren, theilten den Andern mit, daß es sich hauptsächlich um Texas handelte, das sich von Mexiko getrennt habe und wunsche, sich den Ver. Staaten anzuschließen, ob man es aufnehmen wolle oder nicht; die Demokraten seien dafür, die Whigpartei hingegen nicht. Nun hätte die demokratische Partei sich dahin geeinigt, J. Polk zum Präsidentschaftskandidaten vorzuschlagen, weil dieser sich bestimmt für den Anschluß ausgesprochen. In Texas seien Ver. Staaten Truppen eingerückt, um die Texaner zu schützen, im Fall sie von den Mexikanern angegriffen werden sollten, und da die Ver. Staaten noch andere Ursachen hätten, mit den Mexikanern ein Hühnchen zu rupfen, so werde es wohl zu einem Kriege kommen; sollte letzte-

res der Fall sein, so würden denn wohl auch Freiwillige aufgeboten werden, den Krieg mitzumachen.

.....

Highländer Kavallerie, Infanterie und Artillerie.

Ehe die Regierung von Illinois einen Befehl ertheilt, organisirten sich da und dort freiwillige Compagnien, was auch einige Highländer ins Soldatenfieber brachte. Zuerst eine Jäger-Compagnie unter J. Guggenbühler als Hauptmann, alles Deutschsprechende; eine Kavallerie-Compagnie unter Richardson; außer 3 Schweizern alles Amerikaner. Nun wollte man auch eine Artillerie-Compagnie haben, aber Niemand wollte sich dazu hergeben, die Sache einzuleiten. Diejenigen, die man darum anging, wollten nichts damit zu thun haben unter dem Vorgeben, sie verständen nichts davon. Der Grund war aber ein ganz anderer. Die am meisten daran trieben waren meistens Leute, mit denen man nicht gern Umgang hatte und der, den sie zu ihrem Hauptmann wählen würden, müßte einen Spendgeldsäbel haben.

Endlich kam Einer, der nicht zu dieser Klasse gehörte, auf Schreiber dieses zu denken. Er sei bei der gleichen argauischen Artillerie-Compagnie zugetheilt gewesen und habe gleichzeitig mit ihm die eidgenössische Militärschule in Thun durchgemacht. Als die Betreffenden mit uns Rücksprache darüber nahmen, die Sache einzuleiten, erklärten wir ihnen einfach: wir wollten sie instruiren, aber Stellung nehmen irgend einer Art würden wir nicht. Das nahmen sie dann an, da sie weiter nichts von uns erhalten konnten.

Der Zuchthausverwalter in Alton war zugleich Zeughausverwalter dort und damals Staatsrepräsentant. Dieser wurde angefragt, ob er uns eine Kanone abgeben würde. Er sagte zu, wenn eine verantwortliche Person hergeschickt werde, eine solche abzuholen, worauf wir abgeschickt wurden. Unter ungefähr zehn Stück Kanonen, die nicht in einem Zeughaus aufbewahrt, sondern, theilweis ohne Lafetten, im Sand am Ufer des Mississippi lagen—fanden wir eine auf einer Anhöhe in ziemlich gutem Zustand, auf vollständiger Lafette, nur war die Deichsel zerbrochen. Die Kanone, von feinem Gußeisen, der Lauf glatt wie ein Spiegel und ohne irgend einen Fehler. Wir hatten angeordnet, daß man uns mit andern frischen Pferden und einigen Patronen entgegen komme, um beim Einzug in Highland einige Schüsse abfeuern zu können.

Die Entgegenkommenden trafen uns bei der Silver-Creek-Brücke. Dort instruirten wir die Mannschaft in Batterie Stellung zu nehmen und so zu marschieren, — Schritt halten konnten sie—dann die Kanone zu laden. Zündruthe u. s. w. war da. Dann ließen wir eine Patrone laden. Auf's Commando: Feuer! zitterte der Mann, der die Zündruthe handhabte, so, daß er's nicht fertig brachte, das Zündbrändchen in Brand zu bringen. Wir nahmen nun die Zündruthe und Paff ging

der Schuß los. Aber alle Mannschaft, die bei der Kanone Stellung hatte, lief sobald das Brändchen brannte, davon. Diese Helden hatten zur Entschuldigung, sie hätten der gußeisernen Kanone nicht getraut. Wir ließen wieder laden und die Mannschaft hielt Stand.

In Highland angekommen, war alles Volk auf den Beinen, um die wackern Kriegshelden einziehen zu sehen. Noch drei Schüsse endeten das Fest mit dem der Einzug der Kanone gefeiert wurde, die später bei manchen Festanlässen donnerte und auch manchen Trubel veranlaßte.

Milizwesen.

In der sichern Voraussetzung, es werde mit Mexico Krieg geben, setzte der Gouverneur von Illinois das Milizgesetz, das 10 Jahre lang unbeachtet geblieben, wieder in Kraft. Im Frühjahr 1845 fanden die Ergänzungsmusterungen und denselben Herbst die Hauptmusterung in Marine statt. Das Milizgesetz gestattete, daß wo in einem Stammquartier sich ein Bataillon bildete, dasselbe dort die Hauptmusterung abhalten könne. So wurde dann von den Highländern ein solches gebildet und zwar durch seine drei uniformirten Compagnien, ohne solche Mannschaft, die nicht dazu gehörte, ein ansehnliches Bataillon. Es mußte nun ein Bataillonschef gewählt werden. Es empfahlen sich drei Candidaten dazu. Nach dem Loos konnte die Cavallerie-Compagnie zuerst stimmen. Als deren

Wahlerfolg verlesen, hatten die drei erwähnten Candidaten auch nicht eine Stimme, sondern einer, der nie erwähnt wurde—nämlich Jakob Eggen, und zwar einstimmig. Dann stimmte die Jäger-Compagnie, deren Hauptmann Candidat war. Aber auch diese stimmte für denjenigen, für den die Cavalleristen gestimmt hatten, bis auf eine Stimme, die dem dritten Candidaten zufiel. Die Artilleristen stimmten dann für ihren bisherigen Instruktor und wählten Schäferkötter zu ihrem Hauptmann.

Die jährlichen Musterungen beschränkten sich damals auf drei Jahre bis und mit 1848. Die Bevölkerung hatte schon so zugenommen, daß die Milizpflichtigen von zwei Townships, jetzt Highland und Saline, die Musterung in Highland abhielten, indem sie ein Bataillon von 250 Mann stellten, das in vier Compagnien eingetheilt war. Der weit größere Theil bestand aus Eingewanderten, wovon wohl die Hälfte Militärdienst gethan hatte. Diese Musterung, obschon die erste und letzte, oder einzige, die in Highland stattfand, stellte etwas ganz Anderes vor, als die, welche zehn Jahre früher stattfanden und in der Geschichte des Townships Saline, publizirt 1877, ausführlich beschrieben sind.

Der Inspektionsoffizier, der die Musterung in Highland abhielt, sagte in seiner Ansprache an die Truppen unter Anderm: seine beiden Adjutanten, die den mexikanischen Krieg mitgemacht hätten, erklärten ihm, daß sie kein Milizregiment getroffen, das so gut wie dieses Highländer Bataillon einexerziert gewesen sei. Jedenfalls hatten diese Musterungen das Gute, daß dieselben, obschon scheinbar ein bloßes Spiel, trotzdem einen mächtigen Einfluß auf den ganzen Geist des Gemeinwesens ausübten, statt, daß jetzt die Milizpflichtigen nur auf dem Papier stehen, nie zusammen kommen, nie sich gegenseitig zu sehen bekommen. Man erinnere sich nur an die Zeit des letzten Bürgerkrieges — ein solcher Wirrwarr, wie ihn die Truppen-Aufgebote brachten, hätte unter dem alten Milizgesetz nicht stattgefunden.

Ein solcher Hauptmusterungstag heimelte die Eingewanderten an, war daher für sie ein seltener Festtag; besonders aber für die vielen Wirthe, da sie gute Einnahmen machten. Als das Jahr darauf die Zeit heranrückte, wo die Hauptmusterung abgehalten werden sollte, fanden es einige Wirthe, die milizpflichtig waren, für passend, den Bataillons-Commandanten daran zu erinnern, es sei an der Zeit, daß die Abhaltung der Musterung angezeigt werde. Der Commandant erwiderte: „er werde das thun, sobald er die Anweisung dazu von seinem Oberkommando erhalte.“ Die Wirthe meinten, dessen bedürfe es nicht; sie möchten ferner darauf aufmerksam machen, daß wenn es nicht geschehe, eine Strafe in Geld oder Gefangenschaft verwirkt würde. „Gut, erwiderte der Commandant, so lasse ich es darauf ankommen.“ Ein Befehl zur Abhaltung einer Musterung war weder von Oben noch von Unten erlassen. Die guten

Leute wußten eben nicht, daß mit der Annahme der neuen Verfassung 1848 das Milizwesen geändert wurde. Von da an hatte das bisherige Militärwesen ein Ende.

Zu den 50,000 Mann Freiwilligen, die der Präsident durch Congreß-Beschluß ermächtigt wurde, unter die Waffen zu rufen, um sich am Krieg mit Mexiko zu betheiligen, stellte sich von Highland ein St. Galler als Tambour, der unbehelligt wieder zurückkehrte.

.....

Die Whisky-Brennerei.

Wie die Krisis nach und nach abnahm, rührten sich die Highländer im gleichen Verhältniß, athmeten freier und kam Leben in's Land, wozu der fortwährende Zufluß Einwandernder, namentlich derjenigen, die in der Umgebung sich ansiedelten, beitrug. Dadurch gewann auch der Ort an Gebäulichkeiten, folglich auch an Bewohnern, beständigerem Verdienst der Handwerker und mehr Umsatz im Geschäftsleben. Einzelne Ausnahmen gab es freilich wohl, die ihre Rechnung nicht fanden, so z. B. ging die früher erwähnte kleine Whisky-Brennerei in andere Hände über, weil der, welcher sie betrieb, sein Geschäft nicht verstand. Der Eigenthümer nahm selbige in die Hand und von da an ging das Geschäft, wie sich's gehörte. Das war aber denjenigen, die mit Whisky handelten, ein Dorn im Auge. Um das Geschäft nicht aufkommen zu lassen, verabredeten dieselben, keinen Whisky von daher zu kaufen, da sie nach ihrem Vorgeben litten, weil die Farmer gegen Produkte Whisky eintauschen konnten — überdies sei die Waare schlecht. Daß aber das letztere nicht wahr war, bezeugte der Absatz auswärts. Den hier fabrizirten Whisky suchten Liquörfabrikanten vorzugsweise, weil er in Kupferkesseln gebrannt war und bezahlten gerne mehr dafür als für in großen Brennereien fabrizirten.

Während der ersten zehn Jahre der Gründungszeit von Highland waren die Bewohner so ziemlich alle in gleichen Vermögensverhältnissen; man fühlte allgemein, daß ein Zusammenhalten zum bessern Fortkommen nöthig sei und suchte sich einander so viel als möglich auszuhelfen. So wie sich die Verhältnisse besserten und der Eine oder der Andere sich in bessere Lage bringen konnte, wurde er von solchen, die weniger Lebensart hatten — leben und leben lassen — nicht nur beneidet, sondern ihm zu schaden gesucht, ohne zu bedenken, daß sie sich durch solches Benehmen selbst schadeten. Ihren Zweck erreichten sie aber blos bei Hasenfüßen und nicht bei solchen, die sich nicht einschüchtern ließen, denn Alle waren denn doch nicht damit einverstanden. Hatte ja die Krisiszeit die Leute gelehrt, sich nach dem äußersten Zipfel der Decke zu strecken, und zu sparen, daß man nicht, sollten schlechte Verhältnisse eintreten, bloß dastehe. Ja es ging nicht manches Jahr, so hatte Highland in weiterer Umgebung den Ruf, ein wohlhabender Ort zu sein.

Aber wie Alles fortwährend im Rollen begriffen ist, heute oben, morgen unten, so machte Highland keine Ausnahme. Um nämlich die Highländer daran zu erinnern, daß ihr Thun und Lassen nicht allein von ihnen abhänge, kam 1849 die Cholera und schlug tiefe Wunden. Um das Maß voll zu machen, traf es sich, daß um diese Zeit die Einwanderung von französisch sprechenden Franzosen und Schweizern sehr groß war, die das Wegsterben vermehrten. Das war eine traurige Zeit, über die wir lieber wegschreiten wollen.

. . . . . .

Religion und Schule.

Schon einige Zeit, ehe Highland als Ort gegründet wurde, besuchte ein ansehnlicher Mann die Gegend, vorgebend, er sei von einer New Yorker Congregation nach dem Westen geschickt worden, um den Bewohnern das Wort Gottes zu predigen, was er denn auch that. Der zweite Geistliche, der hierher kam, war ein Katholik, welcher im Tuffli'schen Hause einige Zeit Gottesdienst hielt als die vielen Badenser einwanderten. Beide waren jedoch, wie sich in der Folge zeigte, höchst unmoralische Subjekte — mehr über ihr Benehmen zu sagen, versagen wir uns hier, haben es aber für spätere Zeiten aufgezeichnet.

Es kam hin und wieder vor, daß ängstliche Eltern wünschten, ihre Neugeborenen bald getauft zu haben. Bei dem Mangel an einem Geistlichen hatte das seine Schwierigkeiten. Da schlug ein altes Großmütterchen bei einem solchen Anlaß vor, das könne ebensogut durch Jemand anders geschehen, wenn es nur ein unbescholtener braver Mann sei Sie glaube, daß der alte Schuster Schmidt ganz gut dafür geeignet sei; und da die ganze Verwandtschaft damit einverstanden war, so vollzog dieser einige Male die Taufhandlung.

Anton Schmidt, von Geburt Badenser und Katholik, kam während seiner Fremdezeit als Schuster mit verschiedenen Sekten in Berührung und hielt sich längere Zeit in einer Herrnhuter Gemeinde auf. Bei seinem heiteren Gemüth kam es nicht dazu, daß er ein Kopfhänger wurde; im Gegentheil — wenn er seine Beobachtungen, die er bei den verschiedenen Sekten gemacht, zum Besten gab, hörte ihm Jedermann gerne zu, besonders wenn er in seinem ächt schwäbischen Dialekt ganz ernsthaft eine auswendig gelernte Predigt zum Besten gab. — Hier schloß er sich keiner Sekte an. „Hier habe ich mein religiöses Grübeln aufgegeben und weiß jetzt nach meiner eigenen Façon selig zu werden," pflegte er zu sagen.

Schon während der Zeit der Krisis sprach man öfters davon, namentlich auf Anregung alter Mütterchen, die an's Kirchengehen von Haus aus gewöhnt waren, eine Kirche zu bauen. Das Schulhäuschen auf dem Methodistenhügel, das zu diesem Zweck hin und wieder benutzt wurde, war zu klein, um bei gewissen Anlässen Alle fassen zu können. Es wurde darüber sehr viel berathen, weil die Meinungen und Ansichten weit auseinander

gingen. Auch die Kostenfrage mußte bei den schlechten Zeiten berücksichtigt werden, so daß sich die Sache immer wieder hinausschob. Doch nach und nach klärte sich die Sache. Es waren nämlich zwei Par'eien vertreten; die eine vertrat die Ansicht, ein zweites Schulhaus sei nöthiger, um deutschen Unterricht darin zu ertheilen, — die andere hielt mehr auf einen Kirchenbau. Um so viel als möglich Geldauslagen zu vermeiden, kam man überein, das Gebäude aus Kalksteinen zu bauen, die Steine bekäme man umsonst, das bischen Zufahren könne von dabei Betheiligten als Beitrag geschehen; so auch das Sandfahren, Kalkbrennen und Beibringen desselben wie des Bauholzes zur Sägemühle und zur Baustelle.

In einer Versammlung von Bewohnern der Stadt und der Umgebung, die am 7. Oktober 1843 stattfand, wurde eine Commission erwählt, um alle Vorschläge zu untersuchen, und die Sache zu Ende zu bringen. Die Commission berichtete: „Es solle das Gebäude aus Kalksteinen erbaut werden, 40 bei 24 Fuß groß, und in Block No. 4, auf Lots 8 und 10 erstellt werden. Die Commission schlug ferner vor, daß im fraglichen Gebäude Sonntags Gottesdienst und an Wochentagen Schule gehalten werden solle.

Diese Vorschläge wurden in einer Bürger-Versammlung am 27. Oktober desselben Jahres einstimmig angenommen. Die Arbeitslöhne wurden wie folgt festgesetzt: Schreiner $1, Maurer $1, gewöhnliche Tagelöhner 62½ Cents per Tag, für ein Fuhrwerk mit zwei Pferden oder Ochsen $1.50 per Tag. Vier Perch Steine oder vier Fuder Sand sollten eine Tagesarbeit ausmachen. Eine Subscriptions-Liste wurde alsbald eröffnet und $846.18¾ gezeichnet.

Die Maurerarbeit wurde von Jacob Leder übernommen und in Akkord gegeben, statt wie früher bestimmt worden, im Tagelohn; er erhielt 50 Cents per Perch Steine, die Steinbrecher 37½ Cents per Perch. Der Bedarf an Steinen betrug 235 Perch. Der innere Ausbau konnte erst am 29. Mai 1847 ausgegeben werden mit der Bedingung, am 1. Oktober des gleichen Jahres fertig zu sein.

Die Maurerarbeit, Steinbrechen, Sand, Kalk u. s. w. konnte gleich nach Vollzug der Arbeit berichtigt werden und theilweise auch die übrige. Obschon von Zeit zu Zeit mehr zu der vorher angesammelten Summe gesammelt wurde, so blieb doch eine Restanz von $325.44 zu zahlen. Auf der Schulzimmer-Einrichtung haftete keine Schuld, im Gegentheil blieben noch $2.00 übrig, die der Kirche zu Gute kamen. Die Kirchenpartei ließ, ohne die Schulpartei darum zu begrüßen, ein Thürmchen bauen, wodurch die obige Schuld noch um $150 vergrößert wurde. Die Verwalter wurden von den Gläubigern zum Zahlen gedrängt und beriefen deßhalb eine Versammlung, welche am 25. August 1849 stattfand. Nachdem die Verwalter Rechnung abgelegt, bemerkten sie, sie hätten sich alle Mühe gegeben, oben angege-

bene Schuld zu decken, aber nichts ausgerichtet, indem Niemand mehr Beiträge beisteuern wolle.

Nach längerer Pause wurde Einer ersucht, seine Ansichten, wie die Sache geordnet werden könne, mitzutheilen. „Die Hauptursache, warum Niemand mehr zur Abtragung der Schuld beitragen wolle, sei der Streit, den Pfarrer und Lehrer gegenseitig führten. Wenn das wahr sei, was sie sich gegenseitig vorwürfen, so hätten sie längst verdient, entlassen zu werden. Um im Ganzen der Sache ein Ende zu machen, sei es am Besten, man versteigere das Gebäude, um mit dem Erlös die Schulden, die darauf lasteten bezahlen zu können."— Wieder längeres Stillschweigen und Berathung in verschiedenen Gruppen. Endlich wurde der Antrag gestellt, die Kirche zu versteigern, — „wer dafür ist, daß die Kirche versteigert werden soll, hebe die Hand auf." Große Mehrheit der Anwesenden.

Am ersten Samstag in 1850 wurde die Kirche um den Betrag der Schuld, der darauf lastete, von der Schulpartei ersteigert. Am 3. Oktober desselben Jahres trat die Schulpartei die Kirche an die Kirchenpartei unter der Bedingung ab, daß sie die Schulden und die aufgelaufenen Zinsen bezahle, und allfallsige sonstige Anforderungen, von der Versteigerung herrührend, übernehme. Am 5. November erhielten die neuerwählten Kirchenvorsteher den Kaufbrief und wählten als Bezeichnung „die deutsche evangelische Gemeinde." Die Käufer waren: Woldemar Fischer, John Leber, Josias Bardill, Peter Graß und Christian Hirni, als Vorsteher der Kirche; der Erstere wohnte im Ort, alle Andern auf dem Lande in der Umgebung. Diese Männer bemühten sich, die Schulden zu zahlen; zuerst die Thurmschuld mit $220.18, dann die übrige Schuld mittelst einer Anleihe, die 1855 erneuert wurde, um mit den eingegangenen Beiträgen eine Glocke anzuschaffen. Die Uhr, welche den Thurm ziert, ist ein Geschenk von Bernhard Suppiger, sr., die eigentlich für's Schulhaus bestimmt war, aber wegen Mangel eines Thurmes nicht angebracht werden konnte. Die Gypserarbeiten konnten indessen erst nach einigen Jahren ausgeführt werden.

Durch ein unerwartetes Ereigniß wurde die Schulpartei auch zur Thätigkeit aufgerüttelt. In der Nacht, als man 1850 die Fastnacht in J. R. Blattner's Gasthaus feierte, ging das Schulhäuschen auf dem Methodistenhügel in Flammen auf. Es mußte nun ein neues Schulhaus gebaut werden und zwar ein weit größeres und geräumigeres, wollte man den fortschrittlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Die Bevölkerung hatte zugenommen, hatte sich von der Krisis erholt, die Vermögens-Verhältnisse sich gebessert; wenn sie auch nicht glänzend waren, so glaubte man doch, daß man einer besseren Zukunft entgegengehe.

In einer Bürger-Versammlung beschloß man, das nöthige Geld durch freiwillige Beiträge aufzubringen, und zwar so, daß wenn der Bau fertig sei.

man auch bezahlen könne. Das Gebäude soll auf dem Gemeindeplatz zur besseren Bequemlichkeit der Schulkinder, aus Backsteinen, zwei Stock hoch, und das Fundament aus behauenen Kalksteinen aufgeführt werden. Der innere Bau sei dann nach und nach, wie man die Zimmer brauche, fertig zu stellen, doch so, daß ein Local für die Freischule alsbald fertig gemacht werde. Nach dem von Joseph Suppiger entworfenen Plane berechnete man, daß $2000 vor der Hand nöthig sein würden. Dieser Betrag war bald sicher gestellt und so viel mehr dazu, daß man statt einem Schulzimmer deren mehrere fertig stellen konnte. Der nachherige innere Ausbau wurde durch Steuern bestritten. Die Freischule (englischer Unterricht) bedurfte anfänglich ein Zimmer, die übrigen benutzten Privatlehrer, die in deutscher Sprache unterrichteten, bis nach und nach diese der Freischule Platz machen mußten.

Die Freischule nahm zu, sobald sich das Volk für Schulzwecke eine Steuer auferlegte, was erst bei der sechsten jährlichen Abstimmung erlangt wurde, als endlich die europäischen Einwanderer stimmen konnten, die für den Fortschritt waren. Es hielt recht schwer durchzudringen. Bis endlich die Freischulen das leisteten, was sie jetzt leisten, kostete es manche gehässige Unannehmlichkeiten und unerfreuliche Auftritte. Eine Probe davon ist getreu und wahr im „Highland Bote" vom Juli 1861 zu lesen.

.....

Sängerfest und Kinderfest.

Im Sommer 1855 wurde vom Westlichen Sängerbund ein Sängerfest abgehalten, an dem sich viele St. Louiser Vereine betheiligten. Es war ein schönes Fest, das zur Zufriedenheit aller Betheiligten ausfiel. Der Festplatz war auf Köpfli's Hügel. Im Herbst desselben Jahres wurde das Temperenzgesetz unter großer Betheiligung beerdigt.

Das Jahr darauf wurde auf dem gleichen Platze das erste Kinderfest abgehalten, das Herr Wachsmuth auf seine Kosten veranstaltete.

.....

Die erste Zeitung.

Am 13. Oktober 1858 erschien zum ersten Male die Zeitung: „Der Erzähler," später in „Highland Bote" umgewandelt.

.....

Das Congreßland wird rar und die Einwanderung läßt deßhalb nach.

Gegen Ende der fünfziger Jahre war das Congreßland so ziemlich alles in Privat- oder Spekulantenhänden, und vieles von dem Ersteren cultivirt, und zwar nicht nur das in der Nähe von Highland liegende, sondern auch das in weiterer Umgebung. Sowie das der Fall war, hörte auch die Zunahme neuer Ankömmlinge auf. Die Quelle, die seither Highland über alle schlechten Zeiten hinweghalf, war damit trocken gelegt—man mußte sich von nun an auf sich selbst beschränken und suchen, das, was man besaß, werthvoller und nutzbringender zu machen.

Schluß-Bemerkung.

Hiermit will ich meine Mittheilungen schließen, die ich ursprünglich auf Ersuchen von Bürgermeister Suppiger unternommen und als Erinnerungsblatt zum fünfzigjährigen Gründungstag von Highland beabsichtigt hatte. Ueber die spätere Entwickelung Highlands zu berichten, überlasse ich jüngeren Kräften.

UNIVERSITY of ILLINOIS

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Einleitung ... 7
Gründung von Highland ... 9
Wie es damals hier aussah ... 10
Die Versteigerung der Bauplätze ... 12
Mahlmühlenbau ꝛc. Neujahrstanz ... 12
Handwerkermangel und mit Humor ertragene Entbehrungen ... 13
Einrichtung und Heizung der Häuser ... 14
Das Frühstück ... 16
Das Mittagessen. Der Vetter, dem das Eieressen verleidet ... 17
Einzäunung und Blockhausbau ... 17
Straßenbau und Schweizerlied ... 19
Highland entwickelt sich ... 20
Kleidung, Aufzug der Einwanderer auf die Amerikaner ... 20
Anfänge von Handel und Gewerbe ... 21
Erste Wahl ... 22
Weitere Einwanderer ... 22
Highland erhält ein Postamt ... 22
Werthvoller Zuzug aus Sachsen ... 23
Die ersten musikalischen Unterhaltungen ... 23
Komische dialektische Zwischenfälle ... 24
Frühlingstriebe ... 25
Die Eingewanderten erwerben das Bürgerrecht ... 25
Graubündten sendet sein Contingent ... 25
Gründung der ersten Freischule ... 26
Früheste Unterrichts-Gelegenheiten ... 27
Deutsche Privatschulen und regelmäßiger Verkehr mit St. Louis ... 28
Der erste Backofen, mit Illustration ... 29
Gesellige Unterhaltungen unterstützen Gott Amor ... 29
Die Familie Köpfli und Andere reisen nach der Schweiz zurück ... 30
Der Vortrab der Badenser langt an ... 31
Johann Guggenbühler und Fridolin Weber errichten die erste Brauerei ... 31
Die Krisis und ein schlechtes Geldsystem liegen schwer auf Highland ... 31
Freiwilliger Bau der Poststraße von Troy nach Pocahontas ... 32
Die mißlichen Zeitverhältnisse führen Salomon und Joseph Köpfli zurück ... 34
Highland erholt sich und entfaltet neuen Unternehmungsgeist ... 35
Maskeraden, Theater-Vorstellungen und das erste Klavier ... 36
Demokratische Massenversammlung in Belleville ... 36
Highländer Kavallerie, Infanterie und Artillerie ... 38
Milizwesen, mit Illustration ... 39
Die Whiskey-Brennerei ... 41
Religion und Schule ... 42
Sängerfest und Kinderfest ... 45
Die erste Zeitung ... 45
Das Congreßland wird rar und die Einwanderung läßt deßhalb nach ... 45
Schluß-Bemerkungen ... 46

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
977.386EG3 C001
AUFZEICHNUNGEN AUS HIGHLANDS.
3 0112 025398550